Journalistik

Zeitschrift für Journalismusforschung

Herausgegeben von Stine Eckert, Gabriele Hooffacker, Horst Pöttker, Tanjev Schultz und Martina Thiele

Heft 1 | 2022 | 5. Jahrgang **www.journalistik.online**

1 Editorial

Aufsatz

3 Michael Graßl / Jonas Schützeneder / Klaus Meier
Künstliche Intelligenz als Assistenz
Bestandsaufnahme zu KI im Journalismus aus Sicht von Wissenschaft und Praxis

28 Karin Burghardt
Eine Frau im Licht und Schatten von Heimat und Exil
Die österreichische Schriftstellerin und Journalistin Hilde Spiel (1911-1990)

43 Laura Badura / Katherine M. Engelke
Metajournalistischer Diskurs über Risiken der Nachrichtenrezeption
Eine Fallstudie zur Legitimation von Autorität im Kontext eines journalistischen Skandals

Essay

59 Marcel Franze
Das hybride Hochschulsystem sollte eine differenzierte Honorierungskultur haben
Weiterbildungen für die Lehre als Währung

Debatte

64 Mandy Tröger
Was ist »Alternative Medienkritik«?

73 Alexis von Mirbach
Die elendige Parole zum Elend der Medien

79 Florian Zollmann
Von wissenschaftlicher Relativierung und Differenzierung

Rezensionen

88 **Marlis Prinzing, Roger Blum (Hrsg.): *Handbuch Politischer Journalismus***
Rezensiert von Sascha Thürmann

92 **Jennifer Wladarsch: *Metakommunikation und die Qualität des Journalismus***
Rezensiert von Fabian Prochazka

96 **Sven Preger: *Geschichten erzählen. Storytelling für Radio und Podcast***
Rezensiert von Lukas Herzog

99 **Michael Müller: *Politisches Storytelling. Wie Politik aus Geschichten gemacht wird***
Rezensiert von Ralf Spiller

HERBERT VON HALEM VERLAG

Ϟ

Impressum

Journalistik.
Zeitschrift für Journalismusforschung

Heft 1/2022
5. Jahrgang

http://www.journalistik.online

Herausgebende

Prof. Dr. Stine Eckert
Prof. Dr. Gabriele Hooffacker
Prof. Dr. Horst Pöttker
Prof. Dr. Tanjev Schultz
Prof. Dr. Martina Thiele

Redaktion

Verantwortlich für den Inhalt
(gem. § 55 Abs. 2 RStV)
Anna Berneiser, B. A. (v.i.S.d.P.)

Dank

Wir danken der Stiftung Presse-Haus NRZ in Essen für die freundliche Unterstützung.

Verlag

Herbert von Halem Verlagsgesellschaft
mbH & Co. KG
Schanzenstr. 22
51063 Köln
Telefon: +49(0)221-9258290
Telefax: +49(0)221-92582929
E-Mail: info@halem-verlag.de

Vertreten durch:
Herbert von Halem Verlagsges. mbH
Geschäftsführer: Herbert von Halem
Registergericht: Köln
Registernummer: HRB 25647

Registereintrag:
Eingetragen im Handelsregister.
Registergericht: Köln
Registernummer: HRA 13409

Umsatzsteuer-ID:
Umsatzsteuer-Identifikationsnummer nach
§27a Umsatzsteuergesetz:
DE 172 714 183

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
Heft 1/2021, S. IV-IV
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X

HERBERT VON HALEM VERLAG

Stellungnahme der Herausgeber:innen zum Krieg in der Ukraine

»Es ist Krieg.« Was für eine schreckliche Nachricht.

Die Ereignisse in der Ukraine erschüttern uns zutiefst. Wir verurteilen aufs Schärfste den völkerrechtswidrigen Angriff der Russischen Föderation auf die Ukraine. Er ist durch nichts zu rechtfertigen. Die Souveränität der Ukraine und das Selbstbestimmungsrecht der dort lebenden Menschen sind nicht verhandelbar.

In Gedanken sind wir bei den Menschen, die von der Gewalt des Krieges unmittelbar betroffen sind. Wir solidarisieren uns mit jenen in der Ukraine, in Russland, in Europa und weltweit, die sich dem Krieg entgegenstellen.

Was können wir als Kommunikations- und Medienwissenschaftler:innen tun?

In Zeiten der Desinformation sind freie Medien und faktenbasierter, unabhängiger Journalismus entscheidend. Als Wissenschaftler:innen können wir durch Fachwissen, Analysen, die Teilnahme an öffentlichen Debatten, die Pflege internationaler Kontakte nicht zuletzt mit Kolleg:innen in der Ukraine und Russland sowie unsere Publikationen dazu beitragen, Kommunikation für den Frieden zu fördern.

Mit der Zeitschrift *Journalistik* haben wir die Möglichkeit, wissenschaftliche Analysen dessen, was in Kriegszeiten via Medien kommuniziert wird, zu veröffentlichen. Wir können die Verschränkung von Medien- und Kriegslogiken untersuchen, fragen, welche Schlagworte und Argumente den Diskurs bestimmen, welche nationalen Stereotype und Feindbilder aktualisiert und (de-)konstruiert werden, was uns derzeit von wem zu sehen gegeben wird, wie sich Fake News erkennen und verhindern lassen uvm. Wir hoffen, dass in den nächsten Ausgaben Beiträge zu diesen und weiteren Themen erscheinen werden. Das ist unser kleiner Beitrag als Zeitschriften-Herausgeber:innen.

Doch sehr viel mehr ist möglich!

Lassen Sie uns zusammen alles tun, damit dieser Krieg beendet wird.

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
HERBERT VON HALEM VERLAG
Heft 1/2022, S. 1-2
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X
DOI:

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

wissenschaftlicher Pluralismus gehört zum Konzeptkern dieser Zeitschrift, wie im Editorial der ersten Ausgabe nachzulesen ist. Demnach soll der Kreis der Herausgebenden ein ausreichendes Maß an Pluralität im Hinblick auf »Alterskohorte, Geschlecht, Nationalität und akademisches Profil« aufweisen. Auch deshalb, aber vor allem wegen ihrer Kompetenz und Kooperationsbereitschaft freuen wir uns, Stine Eckert als neue Mitherausgeberin vorzustellen. Sie hat in Leipzig Journalistik und Amerikanistik studiert, an der University of Maryland ihren Ph.D. erworben und ist heute Associate Professor an der Wayne State University in Detroit. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf der Schnittmenge von Medien, Geschlecht und Minderheiten und auf den demokratischen Potentialen digitaler Medien.

Auch im Inhalt streben wir »ein Optimum an Pluralität von Gegenständen und Problemen, Perspektiven und Methoden, Theorieansätzen und Praxisbezügen« an, so dass »sowohl empirisch-analytische als auch historisch-hermeneutische Beiträge und Essays« Platz finden. Dafür ist diese Ausgabe charakteristisch. Die Aufsätze und der Essay behandeln Themen, die kaum unterschiedlicher sein könnten: Die Frage, wie künstliche Intelligenz (KI) bei der journalistischen Produktion helfen kann, betrifft die Zukunft, während der Beitrag über die österreichische Publizistin Hilde Spiel, deren Karriere durch Exil und Krieg aus der Bahn geworfen wurde, in die Vergangenheit blickt. Mit ihr rücken wir nach etlichen in früheren Ausgaben porträtierten männlichen »role models« – Erich Kästner, Daniel Defoe, Joseph Roth, Mahatma Gandhi, Lincoln Steffens, Norman Mailer – nun eine für journalistische Potentiale und Probleme charakteristische Frau ins Licht rückt. Und während der Beitrag über Probleme der Nachrichtenselektion und -rezeption am Beispiel des Relotius-Skandals unmittelbar die aktuelle journalistische Praxis betrifft, setzt sich der Essay über die ungleiche Honorierung von Forschungsquantität und Lehrqualität mit einem Dauerproblem der journalistischen Berufsbildung an Hochschulen auseinander.

Pluralismus sollte freilich nicht ein monadisches Nebeneinander bedeuten. Unterschiedliche Konzeptionen und Positionen werden durch Debatten verbunden. Deshalb bieten wir in der *Journalistik* eine Debatten-Rubrik an, unter der Kontroversen in vielfältiger Form ausgetragen werden: mal, wie in Ausgabe 1/2018, in einem von mehreren Autorinnen oder Autoren gemeinsam verfassten Beitrag, der divergierende Positionen vergleicht; mal, wie in den Ausgaben 1/2019 und 1/2021, durch die Gegenüberstellung mehrerer von uns angeregter Beiträge mit kontroversen Positionen; mal, wie in Ausgabe 1/2020, indem die Herausgebenden ihre voneinander mehr oder weniger abweichenden Auffassungen in einer Reihe getrennter Beiträge darlegen; mal, wie in Ausgabe 2/2020, indem wir Replik und Gegenreplik unmittelbar an einen strittigen Beitrag anschließen.

In dieser Ausgabe findet die Auseinandersetzung in einer Form statt, die besonders gut unter die Rubrik Debatte passt. Zum Aufsatz von Siegfried Weischenberg über alternative Medienkritik in Ausgabe 3/2021 haben uns unaufgefordert gleich drei Repliken erreicht. Mandy Tröger, Alexis von Mirbach und Florian Zollmann kritisieren Weischenbergs Kritik an der Medienkritik aus unterschiedlichen Perspektiven und mit unterschiedlichen Intentionen. Der plural Kritisierte hat die Möglichkeit, in der nächsten Ausgabe noch einmal zu antworten.

Nach Jürgen Habermas, der damit in der Tradition des deutschen Idealismus steht, kann und soll vernünftige Verständigung zur Einmütigkeit führen. »Sinnverstehen richtet sich seiner Struktur nach auf möglichen Konsensus von Handelnden«, hat er 1965 in seiner Frankfurter Antrittsvorlesung gesagt. Wenn man sich kaum vorstellen kann, dass z. B. die Debatte über die alternative Medienkritik zum Konsens führen wird, liegt das auch daran, dass Kontroversen gerade durch die Überzeugung der beteiligten Seiten, die Vernunft gepachtet zu haben, angeheizt werden (können).

Angelsächsischer Pragmatismus, wie ihn John Rawls in seiner Theorie des politischen Liberalismus an den Tag legt, versteht unter Pluralismus in komplexen Gesellschaften die Vielfalt »zwar einander ausschließender, aber gleichwohl vernünftiger umfassender Lehren.« Demnach können und sollen Debatten nicht immer zur Einmütigkeit führen, sondern nur dazu, dass die Vernünftigkeit anderer Auffassungen (an)erkannt wird, auch wenn sie von der eigenen abweichen. Konsens ist zu viel verlangt, Toleranz, leidvolles Erdulden zu wenig. *Respekt* hält plurale Sozialgebilde zusammen.

Ob und in welchem Maße welche Debattenbeiträge in dieser Ausgabe und anderen Respekt vor der Gegenpositionen zum Ausdruck bringen, mögen unsere Leserinnen und Leser selbst entscheiden und uns gern mitteilen an redaktion@journalistik.online

Horst Pöttker

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
HERBERT VON HALEM VERLAG
Heft 1/2022, S. 3-27
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X
DOI: 10.1453/2569-152X-12022-12021-de

Aufsatz

Michael Graßl, Jonas Schützeneder und Klaus Meier

Künstliche Intelligenz als Assistenz

Bestandsaufnahme zu KI im Journalismus aus Sicht von Wissenschaft und Praxis

***Abstract*: Künstliche Intelligenz ist als Trendwort für automatisierte, kooperative und korrektive Formen von Mensch-Maschinen-Interaktion in Wirtschaft und Gesellschaft angekommen. Es besteht ein Bedarf an Information, Diskussion und Systematisierung – trotz oder wegen fast täglich erscheinender Publikationen zu diesem Thema. Der vorliegende Beitrag versucht, (begriffliche) Ordnung in dieses Feld zu bringen. Der Kern dieses Ordnungsversuchs ist eine qualitative Befragung von Expertinnen und Experten aus Wissenschaft und Praxis. Wir vernetzen Perspektiven aus der Software-Produktion, redaktionellen Organisation und Medienethik, suchen damit nach einer Grundlage für Begriffe, Herausforderungen und Potentiale dieser technischen Entwicklung. Die Auswertung der Interviews zeigt, dass die Bedeutung von KI für den Journalismus erkannt wurde und vor allem im Kontext von Recherche, Distribution, Workflow-Optimierung und Verifikation externer Inhalte die zentralen Potentiale liegen. Daraus schließen wir: Für den Journalismus der Gegenwart und Zukunft ist KI als Assistenz zu begreifen (technisch, definitorisch und redaktionell); Praxis und Forschung sollten das Thema als ständige diskursive Auseinandersetzung über Chancen und Risiken integrieren und auch entlang der medienethischen Debatte Bewusstsein und Lösungen (vor allem entlang der Verantwortungslinien für Content und Publikum) schaffen.**

1. Die Ambivalenz der Assistenz

Hilfe und Unterstützung – gern gesehen, manchmal ausbleibend, mitunter teuer oder Blendwerk. Dass Menschen als Individuen Hilfe und Unterstützung brauchen, ist eine Binsenweisheit. Gleiches gilt auf Meso- (Unternehmen) und Makro-Ebene (Staaten). Und es gilt für den Journalismus, seine Akteure und Organisationsformen. Mit zunehmender Unterstützung wächst allerdings grundsätzlich auch die Abhängigkeit, was Journalisten, Journalistinnen und Redaktionen generell skeptisch sehen, weil Unabhängigkeit zu den zentralen Normen des Journalismus in der Demokratie gehört (Meier 2018: 17). Während politische oder wirtschaftliche Unterstützung bzw. Abhängigkeit in der Regel problematisch ist, scheint technische Unterstützung bzw. Abhängigkeit auf den ersten Blick keine Makel zu haben. Die technische Entwicklung ist seit jeher treue Begleiterin des Journalismus (Altmeppen/Arnold 2013: 47). Sie verschafft neuerdings zum Beispiel neue Distributionskanäle für journalistische Inhalte, Analytic-Tools für einen präziseren Blick auf das Publikum, intermediäre Strukturen zur Integration externer Plattformen (Graßl et al. 2020) oder auch neue und effizientere Formen der redaktionellen Organisation (García-Avilés et al. 2014; Lischka 2018: 237). Und dennoch sind Prozesse technischer Adaption für den Journalismus in jedem einzelnen Fall eine große Herausforderung – auch im Hinblick auf Abhängigkeiten. Risiken, Vorsicht, Skepsis und Ablehnung treten nahezu immer mit auf. Gillmor (2013: 187) hat den Beteiligten in Redaktionen hierzu eine zugespitzte Gleichung in den Mund gelegt: »Neu gleich Gefahr. Technik gleich unjournalistisch.« Man kann von einer Ambivalenz der Assistenz sprechen – Hilfe in Form von technischer Neuerung verspricht viel, hält nicht alles, birgt Risiken und wird deshalb neugierig-kritisch von den Beteiligten hinterfragt. Nahezu deckungsgleich vollzieht sich seit einiger Zeit die Diskussion rund um den Wert, die Dimensionen, Chancen und Probleme von Künstlicher Intelligenz (KI) im Journalismus. Die Potentiale einer redaktionellen KI-Assistenz werden ambivalent diskutiert – in Wissenschaft und Praxis. Die eher neugierig-skeptischen Zugänge hängen womöglich auch mit inhaltlichen und definitorischen Lücken zusammen. Noch ist hier vieles unklar. Vom Begriff, über konkrete Ausgestaltungen bis hin zur Vorstellung, was die Zukunft an dieser Stelle bringt.

Die Anwendungsvielfalt von Software, Tools und anderen Computersystemen, die inzwischen unter dem Begriff Künstliche Intelligenz versammelt werden, ist riesig. Wenngleich auch international noch keine einheitliche Begriffsanwendung vorherrscht, ist es in der Folge nicht verwunderlich, dass das Thema überall immer stärker in das Forschungsinteresse rückt (Stray 2019: 1077 f.). In der deutschen Journalismusforschung ist das Thema bisher allerdings wenig bearbeitet. Die Anzahl an Studien und Beiträgen ist überschaubar (vgl. Dreyer/

Schulz 2019; Loosen/Solbach 2020; Porlezza 2020). Empirische Forschungsergebnisse liegen nur wenige vor oder sind im Angesicht des rasanten technischen Fortschritts der vergangenen Jahre mittlerweile in der Zeit zurück (vgl. Meier et al. 2021). Hier sehen wir eine Aufgabe für Wissenschaft und Praxis gleichermaßen.

Unser Beitrag soll kein »literature review« darstellen, sondern einen Impuls zur Schließung der empirischen Lücke in Deutschland leisten: Wir wollen aus Perspektive von Wissenschaft und Praxis mehr Details und Hintergründe liefern

- zum Begriffsverständnis von KI und seiner Verortung,
- zu aktuellen und konkreten Einsatzmöglichkeiten in Produktion und Organisation journalistischer Inhalte,
- zu Herausforderungen und Problemen aus mittel- und langfristiger Perspektive,
- zum internationalen Vergleich der Bestandsaufnahme.

Das Ziel liegt in einer grundlegenden Systematisierung des Feldes mithilfe von qualitativen Leitfaden-Interviews von Expertinnen und Experten aus Wissenschaft und Praxis in Deutschland. Ergänzt werden können diese Ergebnisse um einen internationalen Vergleich, der auf einem DFG-geförderten Forschungsprojekt in fünf Ländern basiert und eine Einordnung des Innovationsgrads von KI im Journalismus in einem größeren Kontext ermöglicht. Zunächst bedarf es jedoch einer theoretischen und begrifflichen Vorsortierung des Feldes.

2. Die Vielfalt der KI: eine definitorische Basis

Der Begriff KI wird seit Jahren in verschiedenen Fächern, Situationen und Intentionen benutzt – und er stiftet zum Teil mehr Verwirrung als Orientierung. Wir nutzen als ersten Zugang zum Begriff KI (engl. AI) eine etwas ältere Definition von McCarthy (2007: 2):

> »It is the science and engineering of making intelligent machines, especially intelligent computer programs. It is related to the similar task of using computers to understand human intelligence, but AI does not have to confine itself to methods that are biologically observable.«

Dieser technische Zugang sieht in der Maschine (Computer-Potential) das zentrale Subjekt der KI. Im Allgemeinen werden darunter zurzeit Computersysteme, also in erster Linie Software bzw. Algorithmen, verstanden, die bestimmte abgegrenzte Problemstellungen lösen sollen (vgl. z. B. Buxmann / Schmidt 2021: 7). Sie greifen dabei – gerade auch bei Anwendungen im Bereich digitaler Medien – auf große Datensätze zurück und arbeiten mit automatisierten Prozessen, wobei zunehmend der Clou dabei ist, dass diese Systeme

dazulernen, also immer besser werden können: Man spricht dann von Maschinellem Lernen oder auch von Deep Learning, wenn so genannte neuronale Netze zur Anwendung kommen. KI-Anwendungen lernen zum Beispiel aus Trainingsdaten: Sie erkennen Muster und wenden diese Muster dann nach dem Training auf neue Datensätze an.

Inzwischen wird also zunehmend differenziert: Nicht mehr jede Form von »Computational Journalism« (Thurman 2020) oder »Automated Journalism« (Dörr 2016; Dörr/Hollnbuchner 2017; Caswell/Dörr 2017) wird als Anwendung von KI-Tools klassifiziert. So hält sich im Journalismus selbst nach wie vor hartnäckig die Vorstellung, dass alleine eine regelbasierte automatisierte Zusammensetzung von Textbausteinen – oft als »Roboterjournalismus« beschrieben – schon künstlich intelligent sei (wie zum Beispiel bei automatisierten Texten zu Wettervorhersagen, Sportergebnissen oder Börsenkursen). »Mit künstlicher Intelligenz hat das übrigens nichts zu tun: Die Texte werden regelbasiert erzeugt«, legte zum Beispiel der *SPIEGEL* völlig zurecht offen, als man im März 2021 automatisierte Texte zu Wahlergebnissen veröffentlichte (Pauly 2021): »Alle Entscheidungen sind händisch definiert: Unterscheiden sich beispielsweise die Ergebnisse vor Ort um einen vorgegebenen Schwellenwert von den Landesergebnissen, so wird das als erwähnenswerte Abweichung eingestuft – ein entsprechender Textbaustein wird eingefügt.« In einer früheren Publikation haben wir den häufig genutzten Begriff des »Roboterjournalismus« dahingehend ebenfalls kritisch eingeordnet: »Die Anwendungsoptionen und Diskussionsdimensionen in Wissenschaft und Praxis [zu KI im Journalismus] gehen weit über das oberflächliche Verständnis eines ›Roboter-Journalismus‹ hinaus. Sowohl der Begriff selbst, wie auch die verknappte Fokussierung auf automatische Text-Produktion sind zu kurz gegriffen« (Meier et al. 2021).

Wir verstehen daher den Bezug zwischen KI und Journalismus als Form einer technischen Assistenz. KI ist kein autonomes System, vielmehr vollzieht sich die Assistenz-Leistung wechselseitig:

- Künstliche Intelligenz als technische Assistenz für redaktionelle Tätigkeiten, Entscheidungsfindung und Helferin menschlicher Intelligenz.
- Menschliche Intelligenz als Korrektiv und Garant für die zirkuläre Weiterentwicklung der Künstlichen Intelligenz.

KI ist in diesem Verständnis ein technisch-fundierter, individuell angepasster und durch Perma-Feedback trainierter Pool verschiedener Tools in ständiger Weiterentwicklung. Durch den permanenten Lerneffekt können diese Tools im Journalismus auf verschiedenen Ebenen und im gesamten journalistischen Produktionsprozess unterstützend zum Einsatz kommen:

- Recherche und Themenfindung: Recherche als Herzstück journalistischer Tätigkeit hat durch technische Weiterentwicklung (Mobilität, Telefon, Online-Datenbanken) schon häufig intensive Impulse erfahren. KI setzt

diese Entwicklung fort. Konkret kann der Einfluss auf Recherche (mindestens) entlang folgender Kategorien beschrieben werden (Stray 2019: 1080; Diakopoulos 2019): Analyse großer Dokumenten- und Datensätze (Mining), Sprach-Analyse und Übersetzungsprogramme, Datenbereinigung, Identifikation von Breaking-News-Themen oder Gesprächsthemen in bestimmten Communities (z. B. durch Social-Media-Monitoring).

- Darstellung und Aufbereitung journalistischer Inhalte: Künstliche Intelligenz kann im Sinne des maschinellen Lernens als Assistenz bei der Content-Aufbereitung mitwirken. Hier werden verschiedene Anwendungen diskutiert (vgl. Beckett 2019: 10; Rech/Meyer 2021: 21): KI als Lieferantin von Text-, Bild- oder Video-Bausteinen, die aus Datensätzen, zum Beispiel auch aus eigenen Archiven, hervorgehen oder KI als Vorschlaggeberin der Hypertextualität, also konkreter Querverweise auf relevanten und verwandten Content zu bestimmten Themen, Personen oder Datenbanken. Möglich sind auch ein automatisiertes Glätten von Texten (sprachlich), Audios und Videos (Schnitt) oder automatisierte Übersetzungen für multilinguale Portale.
- Unterstützung bei der Distribution: Künstliche Intelligenz kann riesige Datenmengen von digitalen Nutzungsspuren in Echtzeit auswerten und damit zum Beispiel bessere Ansprachen von Zielgruppen, Personalisierung oder Empfehlungssysteme ermöglichen. Im Idealfall entsteht hier ein »system [that] ›knows‹ the end-users' preferences very well« (Vergeer 2020: 375). Besonders im Fokus steht hierbei die Frage nach der Monetarisierung, also die Bereitschaft des Publikums, für bestimmte Inhalte zu bezahlen.
- Redaktionelle Organisation und Workflows: Künstliche Intelligenz ist im Sinne der Koordination von Personal eine Assistenz für menschliche Zusammenarbeit. Gerade größere Kooperationsformen (cross-border-journalism) leben von einer guten Koordination, von Tools, die Kooperation und Kollaboration vereinfachen und Organisationskompetenz unterstützen (Beckett 2019: 75 ff.). Der oft zitierte Weg »from Tool to Teammate« oder »Machines as Teammates (MaT)« (u. a. Bienefeld 2020; Seeber et al. 2020) inkludiert eine Verknüpfung menschlicher und technischer Entscheidungsfindung: Noch ist die praktische Umsetzung hierzu höchstens im Anfangsstadium. Es existieren aber bereits KI-Tools, die (externe) Anfragen per NLP (Natural Language Processing) automatisch an korrekte Verantwortliche/Bereiche schicken oder Dokumente konkret anhand vorgegebener Workflows nacheinander an die richtigen Stellen übermitteln. Gleichzeitig können strategische innerredaktionelle Anpassungen in der Organisation des Innovationsmanagements (und die Frage nach der Integration von KI in eigene Prozesse zählt definitiv dazu) beobachtet werden: Rund um KI und digitale Format- und Organisationsentwicklung haben sich neue

Innovationseinheiten – häufig als Media Labs tituliert (Hogh-Janovsky/ Meier 2021) – entwickelt. die genau diese Trends und Herausforderungen losgelöst vom Tagesgeschäft aufgreifen.
- Verifikation/Korrektiv nicht-journalistischer Inhalte: Künstliche Intelligenz ist in der Lage die Exklusivität und Originalität von Text-, Bild- und Video-Content zu prüfen und damit eine zentrale Leistung des Journalismus für das Publikum (Faktizität, Transparenz) sicherzustellen, die vor allem im Kontext von Deep Fakes mit rein menschlicher Wahrnehmung nicht mehr sichergestellt werden kann (Mattke 2018; Godulla et al. 2021).

Wie werden diese umfangreichen Möglichkeiten bereits eingesetzt? Aus einer Befragung zu Journalismus und KI auf Basis von 71 Medienorganisationen aus 32 Ländern geht hervor (Beckett 2019: 7 ff.): Die Hauptmotive für die Integration von KI im Journalismus liegen im Wunsch einer effizienteren Gestaltung der Redaktionsorganisation (68%), eines besser abgestimmten Content-Angebots für das Publikum (45%) sowie einer ökonomisch effektiveren Gesamtstruktur im Sinne des Personal- und Content-Managements (18%). Diesem Potential werden die größten Herausforderungen gegenübergestellt: Finanzierung (27%), Schulung und Wissensmanagement (24%) sowie die Arbeit an der spezifischen Unternehmenskultur (24%), innerhalb derer eben häufig die KI-skeptischen Positionen überwiegen.

Auf Deutschland bezogen konnten Rech und Meyer (2021) auf Basis von 385 befragten Journalistinnen und Journalisten zeigen, dass der Großteil zwar rund um das Thema KI Wissen ansammelt und es als Thema in Redaktionen präsent ist, gleichzeitig aber nur eine Minderheit direkt in Kontakt mit KI-Tools kommt. Demnach haben über 60 Prozent der Befragten diese Technik noch nie genutzt, knapp 20 Prozent gaben an, zumindest selten damit in Berührung (gekommen) zu sein. Dennoch wird häufig die grundlegende Bedeutung von KI als zentrale Herausforderung für die Zukunft in Journalismus und Gesellschaft hervorgehoben: Bei einer internationalen Befragung der Universität Oxford von 227 Entscheidungsträgern in Medienunternehmen im Dezember 2020 sahen 69 Prozent Künstliche Intelligenz als den wichtigsten technischen Wegbereiter für journalistische Innovationen in den nächsten Jahren und damit weit vor der 5G-Technologie, die auf Platz zwei mit 18 Prozent hinter KI liegt (vgl. Newman 2021: 30).

Neben den genannten Chancen und Zukunftsszenarien für KI-Anwendungen im Journalismus müssen bei einer Bestandsaufnahme und Potentialanalyse auch Risiken und ethische Konzepte berücksichtigt werden. Als Querschnittsthemen (vgl. Meier et al. 2021) lassen sich dabei folgende vier Dimensionen bündeln (vgl.

u. a. Giessmann et al. 2018; Montal/Reich 2017; Linden 2017; Dörr/Hollnbucher 2017, Filipovic 2020), welche die Basis für unsere empirische Untersuchung sind:

- Automatisierte und lernende Textproduktion: Funktionsweise, Stärken und Schwächen;
- KI als Assistentin oder teilweise sogar Determinantin im Produktionsprozess – von der Themenauswahl und Recherche über die Verarbeitung und Anreicherung bis zur Verbreitung und Nutzung journalistischer Produkte;
- Wandel journalistischer Rollenbilder und Kompetenzen: neue Aufgaben im Kontext von Algorithmen und Automatisierung, auch in der Zusammenarbeit mit technischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern;
- (Neue) Medienethik an der Schnittstelle zwischen Medienethik, Journalistischer Ethik und Maschinenethik – also eine Entwicklung ethischer Konzepte für die vorher genannten Dimensionen.

3. Empirische Vorgehensweise

Teil-standardisierte Leitfäden waren die Basis für ca. 60-minütige Interviews mit Expertinnen und Experten. Bei der Auswahl der Gesprächspartner lag der Fokus auf einer ausgewogenen Zusammenstellung entlang der Expertise aus Software/KI-Entwicklung, journalistischer Praxis und Journalismus-/Medienforschung. Die Interviews wurden im Rahmen zweier Lehrprojekte im Masterstudiengang Journalistik mit Schwerpunkt Innovation und Management an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt geführt. Daraus ergeben sich zwei Zeiträume (November 2020 bis Januar 2021 und Mai 2021 bis Juni 2021) und insgesamt 18 Interviews. Konkret konnten wir auf die Expertise folgender Expertinnen und Experten zurückgreifen:

Tabelle 1
Befragten-Sample der empirischen Befragung

Name	Position	Verortung
Susanne Merkle	Leiterin Treffpunkt Trimedialität, Labor für Innovation und Vernetzung, Bayerischer Rundfunk (BR)	Praxis
Steffen Kühne	Entwicklungsleiter Recherche /Data und AI + Automation Lab, BR	Praxis
Robert Kaiser	Abteilungsleiter IT Business-Systeme und -Lösungen, BR	Praxis

Name	Position	Verortung
Jens Radü	Chef vom Dienst Multimedia, SPEGEL	Praxis
Jan Georg Plavec	Redakteur, Stuttgarter Zeitung	Praxis
Gabriele Wenger-Glemser	Leitung Dokumentation und Recherche, BR	Praxis
Cécile Schneider	Product Lead AI + Automation Lab, BR	Praxis
Norbert Lossau	Wissenschaftsjournalist, Physiker und Beirat der Wissenschaftspressekonferenz	Wissenschaft/ Praxis
Jonas Schreiber	Wissenschaftlicher Dokumentar, Archiv BR	Wissenschaft/ Praxis
Philipp Mayer	Dualer Student, BR/LMU	Wissenschaft/ Praxis
Jessica Heesen	Leiterin Forschungsschwerpunkt Medienethik und Informationstechnik, Universität Tübingen	Wissenschaft
Karla Markert	Cognitive Security Technologies, Fraunhofer AISEC	Wissenschaft
Alexander Waldmann	Senior Technical Product Manager for AI and ML, Amazon	Wissenschaft
Oliver Zöllner	Professor für Medienforschung, internationale Kommunikation und Digitale Ethik, Hochschule der Medien Stuttgart	Wissenschaft
Oliver Wiesener	Professor Technologie- und Innovationsmanagement, Hochschule der Medien Stuttgart	Wissenschaft
Rolf Fricke	Head of Research and Development, Condat AG	Software und IT
Johannes Sommer	CEO Retresco GmbH	Softwareentwicklung
Stefan Grill	Team Innovation und Produkte, 3pc	Agentur

Aus diesen Interviews[1] und den zugehörigen Transkripten ergibt sich ein Pool von über 226 Seiten Erfahrungen zum Thema KI und Journalismus. Ausgewertet

1 Wir danken den Befragten für die wertvollen Impulse und die Unterstützung des Projekts. Folgende Studierende aus dem Masterstudiengang »Journalistik mit dem Schwerpunkt Innovation und Management« waren beteiligt: Konstantin Holtkamp, Felix Melzer, Verena Müller, Morgana Pfeiffer, Amelie Ries, Leonie Bednorz, Paulina Skrobanek, Leonie Heinrichs, Hannah Marquardt, Tamara Ruf, Florian Enslein, Jana Rudolf, Laura Danner und Katharina Harbach.

wurden diese mithilfe von MAXQDA und einem qualitativen Kategoriensystem, das sich im Wesentlichen an den genannten Dimensionen orientiert. Insgesamt wurden darin über die 18 Interviews hinweg entlang von 66 Kategorien 860 Einzelcodes gesetzt. Bei der folgenden Auswertung, die als Gliederung die gebildeten Hauptkategorien (u. a. »Begrifflichkeiten«, »KI in der Redaktion«, »Anwendungsfelder«, »Kompetenzen«, »Chancen und Herausforderungen« und »Ethik und Verantwortung«) verwendet, werden Zitate und indirekte Zuschreibungen jeweils durch Nennung der entsprechenden Personen und deren Tätigkeit zugeordnet.

4. Ergebnisse

Die Auswertung der Interviews zeigt zunächst, dass die in der theoretischen Vorarbeit problematisierten Schwierigkeiten rund um die passenden Begrifflichkeiten auch in der Praxis bestehen. Fast alle Befragten erläutern, dass innerhalb der Abteilung, der Redaktion oder im Medienunternehmen mit keiner einheitlichen Definition von KI gearbeitet wird. Oft einigt man sich nur für bestimmte Projekte auf eine Art Arbeitsdefinition, wie es beispielsweise der *SPIEGEL* und der Bayerische Rundfunk (BR) für eine Kooperation getan haben: »Wir haben uns in diesem einen Projekt (…) darauf geeinigt, dass wir KI als etwas verstehen, was ›Computer lernen‹ bedeutet (Jens Radü, *SPIEGEL*).« Eine Begriffsschärfung findet meist nur über die Abgrenzung zu anderen Buzzwords in diesem Kontext statt. Zum einen unterscheiden die Befragten aus der Praxis den Begriff Machine Learning (maschinelles Lernen), welcher nur als ein Teilgebiet von KI angesehen wird, gleichzeitig im Journalismus aber derzeit das Etablierteste darstellt. Zum anderen übernimmt die Abgrenzung zum Datenjournalismus eine wichtige Funktion in der Begriffsbestimmung. Die Arbeit mit Daten ist zwar auch fundamentaler Bestandteil in der Arbeit mit KI-Anwendungen, dennoch sind KI und Datenjournalismus als zwei verschiedene Herangehensweisen zu begreifen: »Verkürzt lässt es sich so sagen: KI ist eine Technologie und Datenjournalismus ein Prozess, der sich aber auch teilweise der Methoden der Künstlichen Intelligenz bedienen kann« (Steffen Kühne, BR).

Relativ deutlich wird darüber hinaus, dass der Begriff »Roboterjournalismus«, der schon aus wissenschaftlicher Perspektive fraglich erscheint (vgl. Kap. 2), auch in der Praxis im Kontext von Künstlicher Intelligenz wenig hilfreich ist:

> »Ich halte vom Begriff Roboterjournalismus überhaupt nichts, weil er völlig falsche Dinge suggeriert. Journalismus umfasst sehr viele Tätigkeiten. Indem ich ein ›Roboter‹ davor hänge sage ich ja, dass ein Roboter in der Lage wäre, all die Tätigkeiten auszuführen, die Journalistinnen und Journalisten heute ausführen. Und das ist einfach nicht richtig und

das sollte auch nicht so sein. Wir sprechen in diesem Fall lieber von Textautomatisierung, weil das eine klar umrissene Funktion ist, die bezeichnet, was der sogenannte ›Roboter‹ tut.« (Cécile Schneider, BR)

In der Summe besteht redaktions- und unternehmensübergreifend deutlicher Aufklärungs- und Präzisierungsbedarf hinsichtlich der Verwendung des Begriffs KI, wobei ein gemeinsamer Austausch und Diskurs zwischen Wissenschaft und Praxis (vgl. Meier/Schützeneder 2019) zu Aufklärung und Präzisierung beitragen kann, wie beispielsweise unser Podcast-Projekt zu »KI und Journalismus« (Meier/Graßl 2021).

4.1 Anwendungsfelder

Die von den Befragten genannten Anwendungsfelder reichen über die ganze Bandbreite des journalistischen Produktionsprozesses hinweg. Die vielfachen Nennungen werden im Folgenden systematisiert und ergänzen die in der Literatur genannten und oben zusammengefassten potentiellen Einsatzgebiete von KI um praktische Beispiele der tatsächlichen Anwendung.

- Recherche: KI-Anwendungen werden von Redaktionen und Investigativ-Teams zu Recherchezwecken eingesetzt. An dieser Stelle entsteht auch die größte Nähe zum Datenjournalismus. Die eingesetzte KI fungiert dabei als das Puzzleteil in der Gesamtrecherche, welches die Durchforstung großer Datenmengen ermöglicht, die von Menschen aufgrund des Umfangs nicht zu erschließen wären. Auch für kleinere Recherche-Projekte werden mittlerweile KI-Anwendungen entwickelt und eingesetzt (z. B. für die Durchsuchung von Social Media).
- Verifikation: KI-Anwendungen unterstützen Journalistinnen, Journalisten und Redaktionen bei der Verifizierung von zugespieltem Material oder anderen Inhalten. Insbesondere bei der Erkennung von Fakes und Deep Fakes helfen sie, gefälschtes oder manipuliertes Bild- und Videomaterial zu identifizieren oder Redaktionen zumindest auf mögliche Fakes aufmerksam zu machen.
- Produktion: Die Befragten nennen verschiedene Tools zur (automatischen) Textgenerierung, zur Textzusammenfassung, zum Korrekturlesen und zur Transkription (meist Speech-to-text), die Deep-Fake-Technologie (zur Glättung von Video-Beiträgen oder im Comedy-Bereich), Empfehlungssysteme und Speech-to-text-Anwendungen (z. B. zur Live-Untertitelung).
- Dokumentation und Archivierung: KI-Anwendungen helfen bei der zeit- und ressourcenaufwändigen (und redaktionsübergreifenden) Dokumentation und Archivierung täglich neu geschaffener Inhalte. So wird z. B. Gesichtserkennung eingesetzt, um Metadaten von Videobeiträgen (u. a.

Name aller vorkommender Personen) nicht mehr manuell erstellen zu müssen. Derartige Verschlagwortungshilfen sind auch für Text (z. B. Pressemitteilungen), Bild und Audio in Probe oder im Einsatz.
- Publikumsinteraktion: KI-Anwendungen übernehmen im Online- und Social-Media-Bereich die Unterstützung im Community Management. Sie treffen für die Redaktionen z. B. eine Vorauswahl oder eine Clusterung von Kommentaren.
- Nutzungsanalyse und Monitoring: KI-Anwendungen greifen bei der Analyse der Nutzung digitaler Angebote unter die Arme, messen beispielsweise Reichweiten oder scannen Soziale Netzwerke im Hinblick auf besondere Auffälligkeiten (Trends, Untypisches, bestimmte Worte). Insbesondere in Letzterem schließt sich der redaktionelle Produktionskreislauf: KI liefert hierdurch wiederum Impuls für Themen und ist somit Ausgangspunkt für neue Recherchen.

Diese Ausführungen zeigen, dass Künstliche Intelligenz bereits in den gesamten journalistischen Produktionsprozess von Themenfindung und Recherche bis zur Nutzungsanalyse und dem Monitoring in die redaktionelle Arbeit integriert ist bzw. integriert werden kann.

4.2 Redaktionelle Auswirkungen

Diese vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten nehmen längst auch Einfluss auf die Aufbau- und Ablauforganisationen von Redaktionen. Vor allem abseits von großen Medienunternehmen oder den Öffentlich-Rechtlichen berichten die Befragten im ersten Schritt jedoch von organisatorischen Herausforderungen im Umgang mit KI-Anwendungen:

> »In der Regel haben Redaktionen mit derartigen Systemen kaum bzw. gar keine Erfahrung. Es ist besonders schwierig, wenn es dazu keine Vorbilder und Workflows gibt. Dann muss man natürlich auch Budget und Personalkapazitäten dafür frei schlagen, das ist immer ein heikles Thema.« (Jan Georg Plavec, Stuttgarter Zeitung)

Die Schulung oder der Umbau von redaktionellen Teams, ebenso wie die Erarbeitung von Workflows im Zusammenhang mit dem Einsatz von KI-Technologie, müssten laut den Befragten einer dafür aufgestellten KI-Strategie folgen, die in deutschen Redaktionen und Medienhäusern aber in der Regel nicht existiert. Nicht überraschend ist es deshalb, dass aus den Interviews mit Blick auf die organisationalen Auswirkungen von KI auf Redaktionen (noch) wenig Konkretes herausgelesen werden kann. Vielmehr geben die Befragten an, dass das Thema KI meist in die Hände weniger Interessierter gelegt wird oder gesonderte Arbeitsgruppen bzw. spezielle Einheiten dafür geschaffen werden (z. B. »AI + Automation Lab« des BR). Diese Teams werden interdisziplinär mit Personen

aus Journalismus/Redaktion, Daten/Technik, Design und Produktentwicklung zusammengesetzt und sollen den Redaktionen zuarbeiten.

Neben fehlender Erfahrung und fehlenden Workflows stellt die Redaktionen vor allem die Frage nach der technischen Infrastruktur vor Probleme. Zwar können z. B. die Öffentlich-Rechtlichen für gezielte Projekte Personal, Zeit und Geld in die Entwicklung und den Aufbau eigener KI-Technologie investieren, doch der Großteil des Bedarfs wird fast alternativlos über Kooperationen abgedeckt. Mit Vor- und Nachteilen für die Redaktionen und Medienhäuser:

> »Man nimmt gerne die technologischen Errungenschaften von Google, weil es wahnsinnig teuer wäre, selbst eine neue Unit von 50 KI-Experten auf die Beine zu stellen. Das können wir finanziell nicht tun. So kann man gleich auf das Level von Google springen. (...) Aber der Preis für diesen Sprung ist eine mangelnde Unabhängigkeit. Was machen wir, wenn es bei Google Missstände gibt, die es aufzuklären gilt?« (Jens Radü, *SPIEGEL*)

Die Auswirkungen von KI auf den Aufbau von Redaktionen und derer Abläufe führen auch zu Konsequenzen für die Journalistinnen und Journalisten. Das klassische Gesamtkonstrukt an benötigten Kompetenzen im Journalismus (vgl. Meier 2018: 233 ff.) hat bereits durch andere Entwicklungen (z. B. Social Media, vgl. Dernbach 2022) Anpassungsvorgänge durchlaufen. KI wird – so die einhellige Meinung – die Technikkompetenz noch mehr in den Vordergrund rücken. Damit einher gehen für die Befragten z. B. Mathematik- und Statistik-Kenntnisse und in einigen Szenarien auch die Fähigkeit programmieren zu können. Die journalistische Kompetenz wird trotz Künstlicher Intelligenz deswegen aber nicht bedeutungslos: »Ich würde nicht sagen, dass jetzt alle Journalist:innen programmieren können müssen, weil man sowas eben einfach auch mit interdisziplinären Teams sehr gut abdecken kann« (Cécile Schneider, BR). Die Kernaufgabe sehen die Befragten im »Kreativen« (Johannes Sommer, Retresco), im Einordnen (Johannes Sommer, Retresco) oder im »Geschichten erzählen« (Susanne Merkle, BR). So müssen Journalistinnen und Journalisten etwa im Feuilleton zwar keinen Algorithmus programmieren, dafür allerdings mit den Daten und Ergebnissen der KI-Anwendungen umgehen können.

4.3 Chancen und Risiken

Wie bei jeder neuen Technologie stellt sich auch für KI die Frage nach dem Für und Wider. Die Befragten vermitteln in den Interviews zunächst den Eindruck, dass sie KI vor allem als Hilfe, Unterstützung und Lösung für Probleme sehen und ihr somit tendenziell positiv gegenüberstehen. Die Risiken und Herausforderungen offenbarten sich größtenteils in der Umsetzungsphase von konkreten Projekten. Wie eng Chancen und Risiken dabei zusammenhängen, verdeutlicht das Beispiel Diversity, das in den Gesprächen immer wieder fiel: Einerseits

können die Redaktionen ihre journalistischen Texte durch ein KI-Programm durchlaufen und so kontrollieren lassen, ob beispielsweise die zitierten Expertinnen und Experten im Verhältnis ausgewogen zum Beispiel nach Geschlecht ausgewählt wurden. Andererseits kann die eingesetzte KI-Anwendung auch einer Diskriminierung Vorschub leisten, indem sie zuvor mit Daten, die selbst bereits einen Bias enthalten, trainiert bzw. entwickelt wurde. So wie es beispielsweise dem Unternehmen Amazon passierte, welches ein KI-Tool für die Vorauswahl aller Bewerbungen verwendete und so nachweislich Frauen diskriminierte (vgl. Holland 2018).

KI kann also durchaus als »Spannungsfeld« (Stefan Grill, 3pc) gesehen werden. Tabelle 2 dient zur Bündelung und übersichtlichen Darstellung der zahlreich ausgesprochenen Chancen und Herausforderungen von KI im Journalismus.

Nicht alle Aspekte daraus können in diesem Rahmen ausführlich thematisiert werden. Dennoch lohnt es sich, einige wenige Schlaglichter herauszugreifen. Deep Fakes beispielsweise führen das angesprochene Spannungsfeld erneut vor Augen, wurden sie von den Befragten doch mehrmals sowohl als Chance, als auch als Risiko für den Journalismus genannt. Die Risiken liegen für die Befragten zum einen in der Schwierigkeit begründet, Deep Fakes als Manipulationen zu entlarven, zum anderen im Glaubwürdigkeitsverlust, den Redaktionen und Medienhäuser bei einer Weiterverbreitung von Deep Fakes erleiden. Doch die Möglichkeiten der Technologie sind vielfältig: Sie versetzt Redaktionen in die Lage, Bildmaterial vorzuproduzieren oder im Nachgang zu glätten und so z. B. »Ähs« zu streichen, fehlende Worte einzusetzen oder eine bessere Synchronisierung herzustellen. Insbesondere in Vorproduktionen »im Studio« sehen die Befragten einen zukünftigen ökonomischen Vorteil.

Tabelle 2:
Chancen und Herausforderungen von KI im Journalismus

Chancen	• Produktentwicklung • Effektivitätssteigerung • Schaffung von barrierefreien Zugängen • Bessere Zielgruppenanalyse • Personalisierung von Inhalten • Auswertung von kleinen und großen Datenmengen (lokal, überregional, etc.) • Vielfalt (Geschlecht, Sprache, etc.) • KI als Assistenz • Deep Fakes

Herausforderungen	• Finanzierung (Anschaffungskosten, Pflege) • Zeitaufwendig in Entwicklung und Training • Zeitaufwendig in Pflege und Betreuung • Datenschutz • Ängste der Beschäftigten • Fehlendes technisches Know-how in Redaktionen • Falsches/schlechtes Datenmaterial • Bias und Verzerrungen • Deep Fakes

(eigene Darstellung)

Der ökonomische Aspekt hebt die Chancen, die KI im Journalismus zugeschrieben werden, auf die Verlags- und Unternehmensebene. Für Stefan Grill (3pc) liegt darin sogar die Hauptchance: »Der eigentliche Nutzen der KI steckt eigentlich weniger im journalistischen Produkt, sondern mehr im Geschäftsmodell, nämlich Werbung oder andere Services zu verkaufen« (Stichwort Personalisierung). Ein Empfehlungssystem von personalisierten Artikeln kann ein wichtiger Ansatzpunkt für Newsrooms sein (vgl. Elmer 2021). Bedeutend ist die Personalisierung vor allem für die Distribution und den Vertrieb. Durch eine KI-gestützte Zielgruppen- und/oder Publikumsanalyse »können Abonnent:innen oder Premium-Kund:innen ganz neu angesprochen werden« (Jens Radü, *SPIEGEL*). Aus ökonomischer Perspektive kann dadurch im zweiten Schritt auch Werbung besser verkauft werden, weil sie zielgerichteter an die User gebracht werden kann. Im Zusammenhang mit der Personalisierung sehen die Befragten auch Chancen für den Lokaljournalismus, »weil ich mit KI und Automatisierung die Möglichkeit habe, mit regionalen Daten Angebote für sehr kleinräumige Gebiete zu schaffen, die ich mit menschlichen Arbeitskräften nie hinbringen würde« (Cécile Schneider, BR).

So stellen zur Verfügung stehende Daten zwar einerseits eine Chance für KI und Journalismus dar, auf der anderen Seite sind sie aber auch ein Risiko. Strenge Datenschutzregelungen erschweren die Arbeit. Das größte Risiko stellt allerdings der falsche Umgang mit den Daten dar. Die Herausforderungen offenbaren sich an drei Punkten des Produktionsprozesses:

- In der Aufbereitung der Daten (1): Werden diese ungeprüft übernommen, können Verzerrungen, ein Bias oder fehlerhafte Daten in die KI-Anwendungen eingespeist werden, was wiederum auch verzerrte oder falsche Ergebnisse zur Folge hat. Vor allem große Datenmengen sind in der Bereinigung schwierig und aufwendig.
- In der Anwendung der Daten (2): Werden die richtigen und aktuellen Daten für die spezielle KI-Anwendung verwendet? Im Sportjournalismus zum Beispiel können Trainerentlassungen oder Nachholspieltage zu

fehlerhaften automatisiert hergestellten Texten führen. Die Pflege der Datensätze und KI-Anwendungen erfordert weitere Ressourcen.

- In der Interpretation der Daten (3): Die Ergebnisse einer KI-gestützten Anwendung sollten von Menschen in den zugehörigen Kontext eingeordnet werden, ebenso sollte auf Grenzen und Limitationen im Datenmaterial und in den Ergebnissen hingewiesen werden, um Fehlinterpretationen durch das Publikum zu vermeiden.

In allen Fällen wird sichtbar, dass der Mensch im Journalismus nicht komplett durch eine KI-Anwendung ersetzt werden kann. Dem gegenüber stehen jedoch Ängste und Sorgen, die in vielen Redaktionen und Medienunternehmen verbreitet sind: »Erst herrscht schon eine gewisse Unruhe in der Branche. Ich glaube aber weniger davor, dass KI komplett unsere Arbeit ersetzt, aber dass man nicht so richtig weiß, was da kommt« (Susanne Merkle, BR). Insgesamt scheint die lange Zeit vorherrschende Stimmung der totalen Ablehnung aber im Wandel. Das berichtet auch Johannes Sommer, der mit seinem Unternehmen Retresco KI-Software für Redaktionen anbietet: »Vor fünf Jahren sind wir noch rausgeflogen, als z. B. der Sportchef eines Hauses gesagt hat: ›Solange ich hier Sportchef bin, werden wir niemals automatische Fußball-Texte haben.‹ Heute arbeiten fast alle großen Medienunternehmen mit uns zusammen.« Diese steigende Offenheit fokussiert auf der anderen Seite Herausforderungen, die bisher nur wenig priorisiert thematisiert wurden. Dazu zählen vor allem ethische Fragestellungen.

4.4 Ethik und Verantwortung

Fragen von Ethik und Verantwortlichkeit sind für die Befragten entscheidende Details für die dauerhafte Implementierung von KI-Anwendungen. Diese Fragestellungen sind generell nicht nur eine Diskussion des Journalismus, sondern ein Diskurs, der gesamtgesellschaftlich geführt wird (vgl. Weber-Guskar 2021). Aktuell befinden sich die Redaktionen und Medienhäuser in Bezug auf Regulierungen aber mehr oder weniger in einem luftleeren Raum: »Es müssen gesetzliche Grundlagen geschaffen werden für den Einsatz bzw. Nichteinsatz von KI-Anwendungen, also etwas, was bisher noch kaum geschehen ist« (Oliver Zöllner, Hochschule der Medien Stuttgart). Diesem Mangel versuchen die ersten Medienhäuser mit eigenen »Ethik-Richtlinien« (Steffen Kühne, BR) zu begegnen. Eine journalistische Verantwortung aus dem Umgang mit KI leiten die Befragten vor allem auf drei Ebenen ab:

- Verantwortung gegenüber Daten: Diese Verantwortungsdimension lässt sich vor allem dem oben genannten Bereich der Datenaufbereitung (1) zuordnen und fordert eine Verantwortung für die »Richtigkeit« (Johannes Sommer, Retresco) der eingesetzten Daten. Demnach liegt es in der

Verantwortung der Redaktionen, bestehendes oder altes Datenmaterial so aufzubereiten, dass dort vorhandene Bias oder Verzerrungen ausgebessert und so beispielsweise Vorurteile (Geschlecht, Hautfarbe etc.) nicht weitergetragen werden.

- Verantwortung gegenüber Redaktion: Die Redaktionsmitglieder sollen in der Verantwortung bleiben, nicht die Maschine. Damit soll die Verantwortung innerhalb der Redaktion (und somit gegenüber der Redaktion) an eine oder mehrere Personen gebunden vorhanden bleiben. Die Befragten plädieren deshalb z. B. für fest installierte Abnahmeregelungen und Freigabeprozesse durch Menschenhand, damit »es eben nicht dazu kommt, dass ich die Verantwortung auf eine KI schieben kann« (Cécile Schneider, BR).
- Verantwortung gegenüber Publikum: Ihm gegenüber besteht eine Verantwortung in der transparenten Kennzeichnung von KI-erstellten Inhalten und gegebenenfalls in der Erläuterung, wie und mit welchen Daten die KI-Anwendung zu diesen Ergebnissen gekommen ist. Bestenfalls verbunden mit der Nennung einer Ansprechperson. Darüber hinaus ist die menschliche Verantwortung für das Einhalten von Datenschutz und Persönlichkeitsrechten (z. B. bei Gesichtserkennung) transparent zu machen.

Die Verantwortlichen sind sich über alle Interviews hinweg einig, dass die übergeordnete Verantwortung in den Händen des Menschen und somit der Journalistinnen und Journalisten bleiben soll. Eine Verantwortungsübergabe »an die Maschine« soll nicht stattfinden. Stattdessen sehen die Befragten in einer besseren und übergeordneten Regulierung (Makroebene) und der Implementierung von Kontrollmechanismen in die Workflows rund um KI-Anwendungen (Mesoebene) Lösungen zur Vermeidung von (ethischen) Fehlern. Diese Sichtweise korreliert stark mit der für die KI angedachten Rolle als Assistenz für den Journalismus.

4.5 KI als Assistenz: »Werkzeug« mit Grenzen

Die Rolle von KI im Journalismus definieren die Befragten relativ klar und einheitlich. KI wird u. a. als »Werkzeug« (Steffen Kühne, BR), »Hilfsmittel« (Cécile Schneider, BR), »Skaliermittel« (Jens Radü, *SPIEGEL*) oder »Hilfe« (Oliver Zöllner, Hochschule der Medien Stuttgart) bezeichnet. Die zugedachte Rolle soll nicht über die Funktion als Assistenz hinausgehen, »die Hoheit der Relevanzentscheidung, die Hoheit des letzten Wortes«, wie es Jens Radü (*SPIEGEL*) formuliert, soll in der Hand der Journalistinnen und Journalisten bleiben. Damit verbunden ist auch die Kernaufgabe von Journalismus:

> »Das, was Journalisten leisten können für die Gesellschaft, das wird sich nicht wirklich verändern. Wir werden nach wie vor recherchieren, wir werden nach wie vor Geschichten

machen, wir werden Fakten prüfen und wir werden komplexe Zusammenhänge versuchen zu erklären. Aber wir werden eben das mithilfe von Künstlicher Intelligenz tun und die Künstliche Intelligenz wird uns an vielen Stellen unterstützen.« (Susanne Merkle, BR)

Die Grenzen von KI in Redaktionen sehen die Befragten folglich an verschiedenen Stellen. Gesammelt lassen sich folgende Punkte als aktuelle Bestandsaufnahme in Bezug auf Grenzen von KI im Journalismus festhalten:

- im Erkennen, Verarbeiten und Darstellen von Atmosphäre und Emotionen,
- in der Kontextbildung,
- in der Zuverlässigkeit (z. B. bei der Recherche),
- in moralischen/ethischen Entscheidungen,
- in den zur Verfügung stehenden Daten,
- im Inhalt der vorhandenen Daten.

Neben technischen Gründen werden einige Limitationen vor allem aus dem eigenen Berufsverständnis heraus begründet. Wie im Zitat von Radü bereits angeklungen, wird der KI nicht die Fähigkeit eingeräumt, beispielsweise ethische Fragen im Sinne einer menschlichen Moralvorstellung entscheiden zu können oder eine Wahl nach journalistischen Qualitäts- und Auswahlkriterien zu treffen. Vielmehr soll KI als Assistenz für den Journalismus…

- Journalistinnen, Journalisten und Redaktionen zuarbeiten,
- einfache Routineaufgaben übernehmen,
- mehr Zeit für andere Tätigkeiten schaffen (z. B. Recherche),
- die Produktionseffizienz erhöhen (einfachere und schnellere Produktion),
- Hinweisgeberin sein (z. B. Auffälligkeiten in Datensätzen erkennen, Social-Media-Monitoring, Zielgruppenanalyse unterstützen),
- Korrekturhilfe sein (z. B. bei Rechtschreibung oder anderer Fehlervermeidung).

Der Fokus des Journalismus verlagert sich dadurch noch mehr auf Recherche, Kreativität, Kontext-Interpretation und (finale) Entscheidung. Die übergeordnete Funktion der KI-Assistenz sehen die Befragten in der Unterstützung des Journalismus, um »besseren Journalismus zu machen« (Cécile Schneider, BR). Diese Hilfestellung wird für die Interviewten auch dann bereits erfüllt, wenn eine KI-Anwendung z. B. unliebsame Routineaufgaben übernimmt und so den Menschen mehr Zeit für Recherche verschafft. So gesehen unterstützt KI die Qualität von journalistischen Produkten, indem sie so manche Aufgaben übernimmt oder effizienter ausführt.

Die Rolle als Assistenz ist innerhalb der genannten Grenzen aber noch nicht ausgereizt. Die Befragten sehen die Entwicklung erst am Anfang und identifizieren viel Entwicklungspotential. Vor allem in der Personalisierung und der zielgerichteten Distribution von journalistischen Inhalten erwarten sie Chancen. Das beginnt in der Datenauswertung von Nutzerfeedback und genaueren Zielgruppenanalysen und endet – in der Vorstellungskraft der Befragten – bei

einem »personalisierten« Magazin, welches für jeden Menschen auf Basis ihrer/seiner Lesegewohnheiten zusammengestellt und produziert wird. Aus ökonomischer Perspektive erwarten die Befragten durch die fortschreitende technische Entwicklung u. a. günstigere Anschaffungskosten für KI-Tools und somit die Möglichkeit für mehr Redaktionen, KI-Technologie einzusetzen.

Auf der anderen Seite steht der Journalismus allerdings vor der Herausforderung, auch in sich selbst zu investieren. Neben den angesprochenen technischen Grenzen von KI liegen die Grenzen von KI im Journalismus auch in den Journalistinnen und Journalisten selbst. Die Interviewten sehen an dieser Stelle über alle Ebenen hinweg großen Nachholbedarf, auch auf Entscheider-Ebene: »Es ist schon ein großes Problem, dass das Wissen in den Medienhäusern unterentwickelt ist. Sie müssen Entscheidungen treffen, ob sie eine Software einkaufen, die sie aber gar nicht beurteilen können, weil ihnen einfach das Wissen fehlt« (Johannes Sommer, Retresco). Für fast alle Befragten ist klar, dass der Weg nur über Nachschulungen beim vorhandenen und über eine Anpassung der Ausbildung beim zukünftigen Personal führt, um die Branche zukunftsfähig aufzustellen. Der Umbruch und Umbau des Journalismus sind nachhaltig: »Früher hat es beim Fernsehen einen Journalisten, einen Kameramann und einen Ton-Verantwortlichen gegeben. Zukünftig wird es einen Journalisten, einen Grafiker, einen Datamanager und einen Entwickler geben« (Susanne Merkle, BR). Die Organisation von Redaktionen oder Newsrooms wird sich mit KI weiter verändern, darin sind sich die Interviewten einig. Dass der Journalismus in Deutschland dabei aber erst am Anfang steht, verdeutlicht der internationale Kontext.

4.6 Internationaler Vergleich

International gesehen darf sich Deutschland im Gesamten ebenso wie im Journalismus in Bezug auf KI als abgehängt betrachten, darin besteht bei den Befragten Konsens. Während sie KI in Deutschland mehr oder weniger in den »Kinderschuhen« (Gabriele Wenger-Glemser, BR) verorten, sind vor allem die USA und China Deutschland (und Europa) enteilt: »Deutschland ist auf keinen Fall an der Speerspitze der Entwicklung. An dieser Stelle laufen wir weit hinterher. Wir sind als Gesamtbranche sicherlich nicht innovativ, sondern Follower« (Johannes Sommer, Retresco). In der Medienbranche werden international vor allem die Washington Post, die Financial Times oder die BBC als Vorreiter gesehen, vereinzelt wird Axel Springer als international agierendes Unternehmen für ein positives deutsches Beispiel gehalten.

Dass KI als Innovationstreiber im deutschen Journalismus noch nicht angekommen ist, zeigen auch die Ergebnisse aus unserem internationalen und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten

Forschungsprojekt »Innovationen im Journalismus in demokratischen Gesellschaften: Index, Einfluss und Voraussetzungen im internationalen Vergleich«, an dem insgesamt 19 Forschende aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Spanien und Großbritannien beteiligt sind. Ziel dieses auf drei Jahre ausgelegten Forschungsprojektes ist es, die erfolgreichsten Innovationen im Journalismus in den besagten Ländern im Zeitraum von 2010 bis 2020 zu identifizieren und in anschließenden Fallstudien näher zu untersuchen (vgl. Meier 2020). Zur Identifizierung der erfolgreichsten Innovationen im Journalismus wurden im Zeitraum von Dezember 2020 bis April 2021 jeweils 20 Expertinnen und Experten pro Land mithilfe eines Leitfadens befragt. Die Befragten in den Ländern wurden nach den Kompetenzbereichen Medienschaffende (Praxis), Medienbeobachtende (Wissenschaft) und Medienbewertende (z. B. aus Media Labs oder Jurys) ausgewählt und um die Nennung ihrer wichtigsten Innovationen (vorgegebener Richtwert: 10 Nennungen) gebeten. Am Ende konnten so 273 Innovationen in Deutschland gezählt werden.

Aus den Interviews geht hervor, dass Künstliche Intelligenz in Deutschland bisher kaum als Innovation im oder für den Journalismus wahrgenommen wird. Von den deutschen Befragten zählten nur vier von 20 überhaupt eine Innovation auf, die sich dem Bereich KI und Automatisierung zuordnen lässt. Künstliche Intelligenz wurde dabei allerdings nur einmal wörtlich als die Innovation genannt, ansonsten fand der Zugang in erster Linie über die Automatisierung statt.[2] Zur Einordnung im nationalen Kontext dient ein Vergleich mit anderen Innovationsbereichen: Der Audio-Bereich (u. a. mit Podcasts) wurde in Deutschland von zwölf Befragten, digitales Storytelling von zwölf, Paywalls von zehn und Nachrichten über Social Media von 15 Befragten angegeben. Allein »funk« wurde genauso häufig von den Befragten (vier Mal) als Innovation genannt wie der gesamte Bereich KI und Automatisierung.

Während in Deutschland somit nur ein Fünftel der Befragten KI/Automatisierung als eine der wichtigsten Innovationen im Journalismus in der Dekade 2010 bis 2020 betrachten, ist der Anteil in den Vergleichsländern deutlich höher (vgl. Tabelle 3). IIn Österreich und der Schweiz sind es fast doppelt so viele Expertinnen und Experten, in Großbritannien sind es doppelt so viele und in Spanien sogar mehr als doppelt so viele, die KI/Automatisierung als bedeutende Innovation einordnen. Deutschland bildet damit im Ländervergleich das Schlusslicht.

2 Den Begriff Automatisierung haben wir zu Beginn dieses Beitrags aus theoretischer Perspektive von Künstlicher Intelligenz abgegrenzt (vgl. Kap. 2 sowie Dörr 2016; Montal/Reich 2017), für den länderübergreifenden Vergleich wurden im vorliegenden internationalen Forschungsprojekt KI und Automatisierung aufgrund von zahlreichen Überschneidungen und Übereinstimmungen in den Interviews als ein Innovationscluster zusammengeführt.

Tabelle 3:
KI und Automatisierung als Innovation

Land	Anzahl Befragter	Anzahl Befragter, die KI als Innovation nennen
Deutschland	20	5
Großbritannien	20	10
Österreich	23	8
Schweiz	25	10
Spanien	20	12

Übersicht über Anzahl der Befragten pro Land und die Anzahl derer, die KI und Automatisierung als eine der wichtigsten Innovationen im Journalismus in den Jahren 2010-2020 sehen (eigene Darstellung).

Die Gründe für den höheren Wert in den anderen Ländern sind vor allem im Bereich der Content-Produktion zu finden. Allein in Spanien wird die Produktion von automatisierten und KI-basierenden Nachrichten neun Mal genannt. Darüber hinaus wird auch der vermehrte Einsatz von KI zur Optimierung von Abonnements (z. B. über algorithmisierte Paywalls) und Werbung als wichtige Innovation für den Journalismus angeführt. Über alle Länder hinweg wird aber die automatisierte Produktion von journalistischen Inhalten mit Hilfe von KI als das zentrale innovative Element im Bereich KI/Automation angesehen.

5. Fazit und Ausblick

Künstliche Intelligenz hat eine zentrale Bedeutung für den digitalen Journalismus eingenommen und wird diese Bedeutung zunehmend ausbauen. Anhand verschiedener begrifflicher Zugänge halten wir als definitorischen Zugang zunächst fest: Künstliche Intelligenz (KI) ist ein technisch-fundierter, individuell angepasster und durch Perma-Feedback trainierter Pool verschiedener Tools in ständiger Weiterentwicklung. Diese Tools verwenden häufig große Datensätze und können die ganze Bandbreite des journalistischen Produktionsprozesses unterstützen.

Grundsätzlich ist die Rolle der KI im Journalismus aktuell also als eine Form von Assistenz zu verorten. Konkretere Details zur genauen Ausgestaltung hierzu liefert unsere qualitative Befragung von 18 ausgewählten Expertinnen und Experten aus Wissenschaft und Praxis (Erhebungszeitraum November 2020 - Juni 2021). Demzufolge können wir aus wissenschaftlicher und praktischer Perspektive feststellen, dass die Bedeutung des Themas KI und Automatisierung für den Journalismus unbestritten ist, nach wie vor aber hoher Bedarf an grundlegender Information (auch definitorisch), Diskussion und

Kooperation besteht. Die entsprechenden Einsatzmöglichkeiten von KI werden durch die Interviews ebenfalls klarer: Aktuell sind diese vor allem in den Bereichen Recherche/Themenfindung, Darstellung/Aufbereitung von Content, Unterstützung bei der Distribution, Unterstützung redaktioneller Workflows und bei der Verifikation externer Inhalte zu beobachten.

Daraus ergibt sich gleichzeitig ein verstärkter Fokus auf neue Kompetenzen: Der Journalismus der Gegenwart und Zukunft sollte KI als Assistenz begreifen (technisch, definitorisch und redaktionell), er muss das Thema als ständige diskursive Auseinandersetzung über Chancen und Risiken integrieren und auch entlang der medienethischen Debatte Bewusstsein und Lösungen (vor allem entlang der Verantwortungslinien für Content und Publikum) schaffen.

Das ist umso dringlicher, weil die Resultate aus unserem internationalen Forschungsprojekt darauf hinweisen, dass Deutschland in diesem Schlüsselfeld von Gegenwart und Zukunft nur Follower ist. Zumindest in der Wissenschaftspolitik ist gesteigertes Problembewusstsein zu erkennen: In den nächsten Jahren werden zahlreiche Professuren zum Thema KI entstehen. Entscheidend wird sein, sowohl interdisziplinär (technische, geistes- und sozialwissenschaftliche Zugänge) sowie transdisziplinär in einem engen Austausch von Wissenschaft und Praxis an Lösungen zu arbeiten.

Ein Teil der Forschung zu diesem Aufsatz wurde gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Projektnummer 438677067, im Rahmen des Projekts »Journalism innovation in democratic societies: Index, impact and prerequisites in international comparison« (JoIn-DemoS).

Über die Autoren

Michael Graßl ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Journalistik I der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Dort forscht er schwerpunktmäßig zu Journalismus und Social Media, Innovationen im Journalismus und zu den Veränderungsprozessen, die Künstliche Intelligenz für den Journalismus bedeuten. Er erarbeitete u. a. Lehreinheiten für den KI-Campus. Kontakt: Michael.Grassl@ku.de

Jonas Schützeneder, Dr., ist Vertretungsprofessor für Journalismus und digitale Innovation an der Hochschule Magdeburg-Stendal. Seine Forschungsschwerpunkte liegen vor allem in den Bereichen Innovationen im Journalismus, Lokaljournalismus und digitale Kommunikation. Zusammen mit Klaus Meier war er 2020/21 als Fellow am KI-Campus aktiv. Kontakt: Jonas.Schuetzeneder@h2.de

Klaus Meier, Prof. Dr., ist Inhaber des Lehrstuhls für Journalistik I an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und seit 2021 auch deren Vizepräsident für Studium und Lehre. Zentrale Forschungsinhalte sind u. a. Innovation und Transformation im Journalismus, Qualität und Ethik, Transfer, Journalistenausbildung. Zusammen mit Jonas Schützeneder war er 2020/21 Fellow am KI-Campus. Seit 2020 leitet er das internationale DFG-Projekt »Innovations in Journalism«. Kontakt: Klaus.Meier@ku.de

Literatur

Altmeppen, Klaus; Arnold, Klaus (2013): *Journalistik: Grundlagen eines organisationalen Handlungsfelds.* München: Oldenbourg.

Beckett, Charlie (2019): *New powers, new responsibilities. A global survey of journalism and artificial intelligence*. London: LSE/Journalism AI/Google News Initiative.

Bienefeld, Nadine (2020): From Tools to Teammates: Human-AI Teaming Success Factors in High-risk Industries. Projekt an der ETH Zürich (2020-2024); abrufbar unter https://p3.snf.ch/project-187331

Buxmann, Peter; Schmidt, Holger (2021) Grundlagen der Künstlichen Intelligenz und des Maschinellen Lernens. In: Buxmann, Peter; Schmidt, Holger (Hrsg.): *Künstliche Intelligenz*. Berlin, Heidelberg: Springer Gabler, S. 3-25. https://doi.org/10.1007/978-3-662-61794-6_1

Caswell, David; Dörr, Konstantin (2017): Automated Journalism 2.0: Event-driven narratives. From simple descriptions to real stories. In: *Journalism Practice*, 12(4), S. 477-496. https://doi.org/10.1080/17512786.2017.1320773

Dernbach, Beatrice (2022): Lernen und Lehren: (Social-Media-) Kompetenzen in der journalistischen Ausbildung. In: Schützeneder, Jonas; Graßl, Michael (Hrsg.): *Journalismus und Instagram. Analysen, Strategien, Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis*. Wiesbaden: Springer VS, S. 89-104.

Diakopoulos, Nicholas (2019): *Automating the News*. Cambridge: Harvard University Press.

Dörr, Konstantin (2016): Mapping the field of Algorithmic Journalism. In: *Digital Journalism*, 4(6), S. 700-722. https://doi.org/10.1080/21670811.2015.1096748

Dörr, Konstantin; Hollnbuchner, Katharina (2017): Ethical Challenges of Algorithmical Journalism. In: *Digital Journalism*, 11(5), S. 404-419. https://doi.org/10.1080/21670811.2016.1167612

Dreyer, Stephan; Schulz, Wolfgang (2019): Künstliche Intelligenz, Intermediäre und Öffentlichkeit. Bericht an das BAKOM, abrufbar unter https://www.bakom.admin.ch/bakom/de/home/elektronische-medien/studien/einzelstudien.html

Elmer, Christina (2021): KI und Journalismus: Die erstaunlichsten und nützlichsten KI-Tools, die Journalismus besser machen können. Und Mythen, die es aufzuklären gilt. Präsentation im Rahmen des *SPIEGEL* Story Days am 29. Oktober in Hamburg.

Filipovic, Alexander (2020): Ethik als Akteurin für die Entwicklung einer digitalen Kultur. Das Verhältnis zu Wirtschaft und Politik am Beispiel des Diskurses um »Künstliche Intelligenz«. In: Prinzing, Marlis; Debatin, Berhard; Köberer, Nina (Hrsg.): *Kommunikations- und Medienethik reloaded?* Nomos: Baden-Baden.

García-Avilés, José; Kaltenbrunner, Andy; Meier, Klaus (2014): Media Convergence Revisited. Lessons learned on newsroom integration in Austria, Germany and Spain. In: *Journalism Practice*, 8(5), S. 573-584. https://doi.org/10.1080/17512786.2014.885678

Giessmann, Marius; Goutrie, Christine; Herzog, Michael (2018): Unsichtbar und unverständlich: Kennzeichnungen von Roboterjournalismus. In: Dachselt, Raimund; Weber, Gerhard (Hrsg.): *Mensch und Computer 2018 – Sammelband zur Tagung in Dresden*. Dresden: GfI. https://doi.org/10.18420/muc2018-mci-0294

Gillmor, Dan (2013): Unternehmer werden Journalismus retten (und Sie können einer von ihnen sein). In: Kramp, Leif; Novy, Leonard; Ballwieser, Dennis; Wenzlaff, Karsten (Hrsg.): *Journalismus in der digitalen Moderne. Einsichten – Ansichten – Aussichten*. Wiesbaden: Springer VS.

Godulla, Alexander; Hoffmann, Christian P.; Seibert, Daniel (2021): Dealing with deepfakes – an interdisciplinary examination of the state of research and implications for communication studies. In: *SCM Studies in Communication and Media*, 10(1), S. 72-96. https://doi.org/10.5771/2192-4007-2021-1-72

Graßl, Michael; Schützeneder, Jonas; Klinghardt, Korbinian (2020): Intermediäre Strukturen und Neu-Organisation bekannter Aufgaben: Instagram im Lokaljournalismus. In: *Medienwirtschaft: Zeitschrift für Medienmanagement und Medienökonomie*, Heft 2-3, S. 18-27. Doi: 10.15358/1613-0669-2020-2-3-18

Hogh-Janovsky, Isabell; Meier, Klaus (2021): Journalism Innovation Labs 2.0 in Media Organisations : A Motor for Transformation and Constant Learning. In: *Journalism and Media*, 2(3), S. 361-378. Doi: 10.3390/journalmedia2030022

Holland, Martin (2018): Amazon: KI zur Bewerbungsprüfung benachteiligte Frauen, abrufbar unter https://www.heise.de/newsticker/meldung/Amazon-KI-zur-Bewerbungspruefung-benachteiligte-Frauen-4189356.html

Linden, Carl-Gustav (2017): Decades of Automation in the Newsroom. Why are there still so many jobs in journalism? In: *Digital Journalism*, 5(2), S. 123-140. https://doi.org/10.1080/21670811.2016.1160791

Lischka, Juliane (2018): Nachrichtenorganisation. Umbrüche durch Konvergenz, Crossmedialität, Multikanal- und Innovationsfähigkeit. In: Nuernbergk,

Christoph; Neuberger, Christian (Hrsg.): *Journalismus im Internet. Profession – Partizipation – Technisierung*. Wiesbaden: Springer VS, 2. Auflage.
Loosen, Wiebke; Solbach, Paul (2020): Künstliche Intelligenz im Journalismus? Was bedeutet Automatisierung für journalistisches Arbeiten? In: Köhler, Tanja (Hrsg.): *Fake News, Framing, Fact-Checking: Nachrichten im digitalen Zeitalter: Ein Handbuch*. https://doi.org/10.14361/9783839450253-010
Mattke, Sascha (2018): KI gegen KI: Wettbewerb zu Fälschung von Video-Inhalten, abrufbar unter https://www.heise.de/newsticker/meldung/DARPA-veranstaltet-Wettbewerb-zu-Faelschung-von-Video-Inhalten-4074467.html
McCarthy, John (2007): What is Artifical Intelligence? abrufbar unter http://jmc.stanford.edu/articles/whatisai/whatisai.pdf
Meier, Klaus (2020): Start des Projekts, abrufbar unter: https://innovations-in-journalism.com/2020/innovationen-journalismus-medien-projekt-deutschland-spanien-medieninnovationen
Meier, Klaus (2018): *Journalistik*. 4. Auflage. Konstanz: UTB.
Meier, Klaus; Schützeneder, Jonas; Graßl, Michael (2021): *KI als Anwendung im Journalismus: zwischen Misstrauen und Aufklärung*. Berlin: KI-Campus, abrufbar unter https://ki-campus.org/blog/ki-im-journalismus
Meier, Klaus; Schützeneder, Jonas (2019): Bridging the Gaps: Transfer Between Scholarly Research and Newsrooms in Journalism Education – Toward an Evidence-Based Practice in an Age of Post-Truth and State of Flux. In: *Journalism and Mass Communication Educator*, 74(2), S. 199-211. https://doi.org/10.1177/1077695819830021
Meier, Klaus; Graßl, Michael (2021): Podcast »KI im Journalismus«, abrufbar unter: https://ki-campus.org/podcasts/ki-im-journalismus
Montal, Tal; Reich, Zvi (2017): I, Robot. You, Journalist. Who is the Author? Authorship, bylines and full disclosure in automated journalism. In: *Digital Journalis*m, 12(5), S. 829-849.
Newman, Nic (2021): Journalism, Media, and Technology Trends and Predictions 2021, abrufbar unter https://reutersinstitute.politics.ox.ac.uk/sites/default/files/2021-01/Newman_Predictions_2021_FINAL.pdf
Pauly, Marcel (2021): So lassen wir Dutzende Wahlkreisanalysen automatisiert schreiben, abrufbar unter https://www.spiegel.de/backstage/ltw-in-baden-wuerttemberg-und-rheinland-pfalz-2021-automatisierte-wahlkreis-analysen-a-701c2ffb-c0a9-4ffb-8575-ac27c2184a0e
Porlezza, Colin (2020): Ethische Herausforderungen des automatisierten Journalismus. Zwischen Dataismus, Bias und fehlender Transparenz. In: Prinzing, Marlis; Debatin, Bernhard; Köberer, Nina (Hrsg.): *Kommunikations- und Medienethik reloaded?* Baden-Baden: Nomos. https://doi.org/10.5771/9783748905158-143

Rech, Benjamin; Meyer, Matthias (2021): Plattformen und neue Technologien im Journalismus: Ergebnisse einer Online-Befragung von Journalistinnen und Journalisten in Deutschland. ArXiv, abs/2105.07881

Seeber, Isabella, Bittner, Eva, Briggs, Robert O., de Vreede, Triparna, de Vreede, Gert-Jan, Elkins, Aaron, Maier, Ronald, Merz, Alexander B., Oeste-Reiß, Sarah, Randrup, Nils, Schwabe, Gerhard, Söllner, Matthias (2020): Machines as teammates: A research agenda on AI in team collaboration. In: *Information & Management*, *57*(2). https://doi.org/10.1016/j.im.2019.103174

Stray, Jonathan (2019): Making Artificial Intelligence Work for Investigative Journalism. In: *Digital Journalism*, *7*(8), S. 1076-1094. https://doi.org/10.1080/21670811.2019.1630289

Thurman, Neil (2020): Computational Journalism. In: Wahl-Jorgensen, Karin; Hanitzsch, T. (Hrsg.): *The Handbook of Journalism Studies*. New York: Routledge.

Vergeer, Maurice (2020): Artificial Intelligence in the Dutch Press: An Analysis of Topics and Trends. In: *Communication Studies*, *71*(3), S. 373-392. https://doi.org/10.1080/10510974.2020.1733038

Weber-Guskar, Eva (2021): Drohen mit dem Einsatz von Künstlicher Intelligenz neue Menschenwürdeverletzungen? In: Kipke, Roland; Röttger, Nele; Wagner, Johanna; v. Wedelstaedt, Almut Kristine (Hrsg.): *ZusammenDenken*. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-33464-2_12

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
HERBERT VON HALEM VERLAG
Heft 1/2022, S. 28-42
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X
DOI: 10.1453/2569-152X-12022-12023-de

Aufsatz

Karin Burghardt

Eine Frau im Licht und Schatten von Heimat und Exil

Die österreichische Schriftstellerin und Journalistin Hilde Spiel (1911-1990)

Wir danken der Autorin für ihre Zustimmung zur Vor-Veröffentlichung des folgenden Aufsatzes. Er wird in Kürze in einem zweisprachigen Sammelband erscheinen, der russische und deutschsprachige Schriftstellerinnen und Schriftsteller des 20. Jahrhunderts porträtiert.[1] Neben Hilde Spiel z.B. Karl Kraus, Joseph Roth, Erich Kästner, Ingeborg Bachmann und Christa Wolf auf der deutschen, Maksim Gor´kij, Marietta Šaginjan, Larisa Rejsner, Vasilij Grossman, Aleksandr Solženizyn und Čingiz Ajtmatov auf der russischen Seite. Durchgehende Problematik ist das Verhältnis, das diejenigen, die das öffentliche Wort ergriffen, zu den Herrschenden in den wechselnden Regimen der beiden Länder hatten.

Hilde Spiel gehörte zu den Schriftstellerinnen, die Journalismus als mehr oder weniger lästigen ›Brotberuf‹ betreiben oder – in ihrem Fall verstärkt durch schwierige literarische Produktionsbedingungen im Exil – erst durch existentielle Bedrängnis zur journalistischen Haupttätigkeit kommen. Mit ihren zeitkritischen, vom Englischen als der für den Journalismus besonders geeigneten Sprache bereicherten Essays hat sie besondere Anerkennung gefunden – nicht nur beim ›Literaturpapst‹ Marcel Reich-Ranicki. Wie dieser engagierte sich die 1963 endgültig in die deutsche Sprache und in ihr Heimatland Österreich zurückgekehrte Publizistin gegen das Verdrängen und Beschönigen der NS-Vergangenheit und gegen

1 Lepilkina, Olga; Pöttker, Horst; Serebriakov, Anatol; Serebriakova, Svetlana (2022): *Macht, Herrschaft, Öffentlichkeit. Deutschsprachige und russische Publizistinnen und Publizisten des 20. Jahrhunderts*. Köln: Herbert von Halem.

den auch nach der Befreiung vom NS-Regime fortdauernden oder wieder aufflackernden Antisemitismus.

Mit kritischem Blick auf den deutschsprachigen Nachkriegsjournalismus tat sie das publizistisch, indem sie z. B. in Essays, Reden und Interviews auf die vielen Journalisten und Journalistinnen hinwies, die vor 1945 ihrem Beruf in nationalsozialistisch gelenkten Medien nachgegangen waren und ihre Tätigkeit danach umstandslos fortsetzten. Oder indem sie antisemitische Äußerungen von namhaften Journalisten wie dem Chefredakteur der Salzburger Nachrichten und Rechtsphilosophen René Marčic, nach dem später auch ein Journalistenpreis benannt wurde, aufs Korn nahm. Jener hatte 1949 in einem Artikel Sätze wie diesen, auf Hilde Spiels Ehemann Peter de Mendelssohn gemünzten geschrieben: »Wer über Gott und das Gebet Spott treibt, […] der darf sich nicht wundern, wenn er […] eines Tages in die Gaskammer gesteckt wird. Mendelssohn und seinesgleichen haben selber die Welt heraufbeschworen, von der sie dann verfolgt wurden.«[2] *Das zeitgeschichtliche Thema des Verhaltens von Journalisten und Journalistinnen im NS-Regime und danach hat Hilde Spiel aber auch als Schriftstellerin behandelt, z. B. in ihrem Stück Anna und Anna, das 1988 im Wiener Burgtheater unter Claus Peymann uraufgeführt wurde. Darin hat sie die problematische Handlungsweise durchleuchtet, die »innere Emigration« oder »Camouflage« genannt wird.*[3] *Sie hat sich dazu folgendermaßen geäußert:*

»*In* Anna und Anna, *das kein Schlüsselstück ist – ich habe ja nicht nur einen bestimmten Menschen gemeint, das hätte ich keinesfalls machen wollen –, habe ich gewisse äußere Umstände […] in einer Figur verarbeitet. Diese Figur steht für mich für Menschen, die sich […] im inneren Exil befunden zu haben glaubten; die in Wahrheit aber das Regime durch tägliche Unterwürfigkeiten und als tägliche Ausführungsorgane diese Publizität, die das Dritte Reich eben gebraucht hat, gestützt haben. Sie haben in den Zeitungen, in denen sie gearbeitet haben, ohne zu murren, wahrscheinlich eine Unmenge von Lügen abdrucken müssen […] und trotzdem innerlich gedacht, diesen Widerstand, den sie gegen das Regime empfinden, nicht weiter aktivieren zu müssen. Diese merkwürdige Schizophrenie ist etwas, was ich bis heute nicht verstehe, das mir aber recht charakteristisch für sehr viele vorkommt, die nicht nur in Medien gearbeitet haben […].«*

(HPö)

Sie war eine Getriebene, eine Getriebene in zweierlei Hinsicht. Getrieben durch die Zeit, in die sie hineingeboren wurde, aber auch getrieben durch die eigenen, hoch gesteckten Ziele. Schriftstellerin wollte die junge Hilde Spiel werden. »Vierundzwanzig, und noch nichts für die Unsterblichkeit getan« (Spiel 1989: 125), schreibt sie in ihren Erinnerungen. Allerdings hatte sie zu diesem Zeitpunkt bereits sehr ehrgeizig an ihrer Karriere als Autorin gearbeitet. Über vierzig

2 Marčic, René: Strahlungen und Gegenstrahlungen. In: Salzburger Nachrichten, 23.12. 1949, S. 22 (= Weihnachtsbeilage, S. 6).

3 Vgl. Pöttker, Horst (2002): Konformität – Opportunismus – Opposition. Zur Typologie von Verhaltensweisen im NS-Regime und danach. In: *medien & zeit*, 17(2-3), S. 4-11.

Erzählungen und Kurzgeschichten, drei Romane sowie zwei Novellen lautete die beachtliche literarische Bilanz der jungen Autorin.[4] Der Großteil der Erzählungen und Kurzgeschichten wurde in der Neuen Freien Presse abgedruckt, wobei die Texte schon sehr früh eine große Begabung erkennen ließen. Als Hilde Spiels erster Roman, Kati auf der Brücke (1933), mit einem renommierten Nachwuchsliteraturpreis ausgezeichnet wurde, fühlte sich die junge Frau »auf der Schwelle einer wahren Literatenexistenz« (Spiel 1989: 93). Alles hätte so weitergehen können, die Weichen für eine literarische Laufbahn in Österreich waren gestellt. Aber das Schicksal will es anders, und das Dollfuß-Regime mit all seinen Konsequenzen wirft die ersten Schatten auf Hilde Spiels Leben.

Jugend und Studium in Wien

Hilde Spiel wurde 1911 als einziges Kind eines katholischen Elternhauses mit jüdischen Wurzeln in Wien geboren. Sowohl Vater als auch Mutter entstammten jüdischen Familien, waren jedoch zum Katholizismus übergetreten. Nach der Grundschule besuchte sie die Frauen-Oberschule von Eugenie Schwarzwald – erste Leitfigur des Mädchens –, wo sie ihre Matura ablegte. Diese Bildungsanstalt war eine für damalige Verhältnisse sehr moderne, fortschrittliche Schule, die ihren Schülerinnen nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie Vertrauen in die Zukunft der jungen Republik Österreich sowie ein Gefühl der Weltoffenheit vermitteln wollte (vgl. Strickhausen 1996: 10ff.). Eugenie Schwarzwald, in Polupanowka an der russischen Grenze der Habsburgermonarchie geboren und in Czernowitz aufgewachsen, war eine der ersten Frauen, die ein Studium absolvierten. Damals noch in Zürich, da dies in der Haupt- und Residenzstadt Wien nicht möglich war (vgl. Spiel 1989: 56). Das emanzipatorische Credo ihrer in Wien eröffneten Schule lautete: »Alles sollten da die Mädchen lernen, was die Männer wußten« (Spiel 1989: 56). Hilde Spiel folgt ihrem Vorbild. Sie studiert Philosophie, Psychologie sowie Ethnologie an der Universität Wien und promoviert 1936 mit dem Versuch einer Darstellungstheorie des Films, so der Titel ihrer Dissertation. Im Hause Spiel war meist »die Kasse knapp« (Spiel 1989: 90). Das Studium finanzierte sich die junge Frau daher unter anderem durch die Mitarbeit an der ›Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle‹ von Paul Felix Lazarsfeld und durch die Arbeit als Redakteurin einer Frauenzeitschrift (vgl. Strickhausen 1996: 15ff.). Darüber hinaus schreibt sie bereits zu diesem frühen Zeitpunkt Artikel zu kulturellen Themen, Reportagen, Reiseberichte und Kritiken für verschiedene österreichische Zeitungen und

4 Für eine zusammenfassende Darstellung von Hilde Spiels ersten Veröffentlichungen vgl. Strickhausen 1996: 427ff., welche diese weitgehend bibliographisch erfasst.

Zeitschriften. Was die Anzahl ihrer Veröffentlichungen angeht, überwiegen jedoch eindeutig die literarischen Texte (vgl. Kiegler-Griensteidl 1999: 58ff.) Noch im Jahr ihrer Promotion verlässt Hilde Spiel Wien, um fortan mit ihrem Ehemann, dem deutschen Journalisten und Schriftsteller Peter de Mendelssohn, in London zu leben. Sie kehrt erst 1963 endgültig in ihre Heimatstadt zurück.

Einsatz für die Demokratie im Ständestaat-Regime

Über ihre Beweggründe, 1936 nach England zu emigrieren, schreibt Hilde Spiel in einem ihrer Essays mit dem Titel Ich lebe gern in Österreich:

> »Ich ging 1936 ins Exil, weil mir der Ständestaat Übelkeiten machte [...]. Das war nicht meine Welt: ein bäuerliches Pathos, gepaart mit der Bereitschaft, nach allen Seiten hin zu paktieren, den Satan von rechts zu überholen, die Demokratie lieber selber zu verschenken statt mit ihr unterzugehen. Keine Freiheit mehr, nur schlampige Unfreiheit, die allerdings viele Schlupflöcher offen ließ. Die wollte ich nicht benützen« (Spiel 1981a: 17).

Voll Entsetzen und Trauer beobachtete Hilde Spiel den Bürgerkrieg im Februar 1934 sowie das langsame Entstehen des Ständestaates und dessen »Verzerrung [...] in eine Imitation des künftigen Nazi-Regimes« (Spiel 1992a: 35). Und als im Sommer 1936 der österreichische Bundeskanzler Schuschnigg und Hitler den Pakt geschlossen hatten, war der Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland für sie lediglich eine Frage der Zeit (vgl. Spiel 1992a: 35). Der anfangs noch schleichende Verlust der Demokratie in Österreich sowie die Machtergreifung Hitlers im Nachbarland veranlassten Hilde Spiel, ihr demokratiepolitisches Bewusstsein in institutionellem Rahmen zu demonstrieren. 1933 trat sie der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) bei. Sie besuchte Protestversammlungen gegen die NS-Herrschaft in Deutschland und die rechten politischen Kräfte in Österreich: »Nazis, Sturmscharen, Heimwehren« (Spiel 1989: 99). Nach dem Verbot der SDAP engagierte sie sich im Untergrund. Gemeinsam mit der Hausangestellten ihrer Eltern, die schon lange Mitglied der Arbeiterpartei war, sammelte sie nach den blutigen Kämpfen vom 12. Februar 1934 Adressen hilfsbedürftiger Familien, deren Männer Opfer des Bürgerkrieges geworden waren. Es entstanden ganze Listen mit Namen von Bedürftigen, die an Abgesandte der britischen Labour-Party weitergeleitet wurden. Auf Betreiben des damals für einige Zeit in Wien lebenden Dozenten für Volkswirtschaft, Hugh Gaitskell, waren diese nach Wien gekommen, um durch eine erste finanzielle Hilfe die Gleichgesinnten auf dem Kontinent zu unterstützen. Dieses politische Engagement war nicht ohne Risiko für Hilde Spiel. Im Zuge ihrer Kurierdienste entging sie einmal nur knapp einer Verhaftung, als sie mit einer Tasche voll Namenslisten gerade auf dem Weg zur Universität war und unweit von ihr eine Frau durchsucht wurde. Es war nicht das erste Mal, dass sie den Handlangern des Regimes entkommen war. Nach den

Februarkämpfen führte ein Heimwehrtrupp in der ›Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle‹ eine Hausdurchsuchung durch und verhaftete sämtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Hilde Spiel hatte Glück, da sie an diesem Tag zufällig nicht dort war. Ihre Kolleginnen und Kollegen wurden für Wochen, teils sogar Monate im Gefängnis festgehalten (vgl. Spiel: 98ff.). Die Entscheidung, der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei beizutreten, verdient in diesem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit. Obwohl sie inmitten ihrer Parteikolleginnen und -kollegen »einen leichten Schauder vor dem Verlust [...] [ihrer] Individualität« (Spiel 1989: 99) verspürte, wollte sie mit ihrem Beitritt zur SDAP, neben dem damit verbundenen praktischen Engagement, einen symbolischen Akt setzen (vgl. Spiel 1992a: 34). »Ich hatte das Gefühl, ich muss etwas tun, um mich zu meinem Gegner zu bekennen« (Spiel 1992a: 34), betonte sie rückblickend im Alter. Ihr Parteibeitritt ist damit auch Ausdruck für die große Bedeutung und die Hoffnungen, die sie und ihre ganze Generation in die Erste Republik gesetzt hatten. Gleichzeitig aber auch Ausdruck des Protestes und der Enttäuschung über das Scheitern dieses politischen Aufbruchs in die Freiheit, dem mit der Regierung Dollfuß plötzlich der Weg abgeschnitten wurde. Für Hilde Spiel war die österreichische Demokratie nicht erst mit dem Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland 1938, sondern bereits mit dem Bürgerkrieg im Februar 1934 begraben worden (vgl. Spiel 1989: 102). In ihren Erinnerungen schreibt sie darüber:

> »Wir weinten in jenem Februar. Was vier Jahre später geschah, war entsetzlich, aber vorhersehbar gewesen für alle, die ihre Augen nicht davor verschließen wollten« (Spiel 1989: 102).

Opfer der Zensur: Der Sonderzug

Ein knappes Jahr nach dem Bürgerkrieg wird Hilde Spiels zweiter Roman *Der Sonderzug* bereits keinen Verleger mehr in Österreich finden. Dessen Editionsgeschichte, die keine wirkliche war, gibt einen äußerst aufschlussreichen Einblick in das politische und kulturelle Klima des autoritären Ständestaates. Der Roman wurde nicht etwa wegen mangelnder Qualität, sondern aufgrund seiner aktuellen politischen Bezüge zunächst vom Zsolnay Verlag, dann auch von ihrem neuen Verleger Ralph A. Höger abgelehnt. Die im Sonderzug geschilderten parteipolitischen Konstellationen entbehrten durchaus nicht der Parallelen zur österreichischen Lage und hätten gewiss die Zensurbehörde des Ständestaates nicht passiert (vgl. Strickhausen 1996: 78ff.). Auch Hilde Spiel selbst kommentiert die Ablehnung des Romans viele Jahre später dahin gehend, wenn sie schreibt:

> »Dass (...) *Der Sonderzug*, rund um die Pariser Februarkämpfe des Jahres 1934, keinen Verleger hatte finden können, ging auf den zum gleichen Zeitpunkt in Wien, nach kurzem Bürgerkrieg, erfolgten politischen Umsturz zurück« (Spiel 1981b: 173).

Österreichs kulturelle Strukturen waren seit dem Februar 1934 gekennzeichnet von erheblich eingeschränkten Publikationsmöglichkeiten, Aufführungsverboten, Zensur sowie verdeckten antisemitischen Auswahlkriterien (vgl. Bolbecher 1995: 17). Für Hilde Spiel bedeuteten die Folgen dieser kulturpolitischen Zähmung in erster Linie einen harten Rückschlag der jungen, aufstrebenden und hoffnungsfrohen Autorin in ihr. Die Ablehnung des Sonderzuges war und blieb für sie im schriftstellerischen Bereich »die größte Enttäuschung meines Lebens« (Spiel 1989: 118). Für den Zsolnay Verlag spielten jedoch noch andere Überlegungen eine Rolle bei der Ablehnung des Manuskriptes. Dieser wollte auch in Deutschland verkaufen, wo mittlerweile die Zugehörigkeit zur ›Reichsschrifttumskammer‹ erforderlich war, zu welcher Hilde Spiel als Jüdin – im Sinne der nationalsozialistischen Rassengesetze – nicht zugelassen worden wäre (vgl. Strickhausen 1996: 78). Darüber hinaus war der Verlag nach der P.E.N.-Club-Spaltung 1933 unter dem Einfluss der illegalen österreichischen NSDAP schon längst zur Heimstätte der völkischen Autoren Österreichs geworden (vgl. Amann 1996: 106). Die politischen Veränderungen im Nachbarland werfen unübersehbar ihre Schatten über die Grenze und tragen zu einer zunehmenden Erkaltung des politischen und kulturellen Klimas in Österreich bei. Durch die nationalsozialistische Machtergreifung in Deutschland verlieren viele österreichische Künstler, Autoren und Publizisten einen Großteil ihres Publikums, oft sogar noch vor einer Emigration ihre Existenz (vgl. Bolbecher 1995: 17). Hilde Spiels späterem Ehemann, Peter de Mendelssohn, gelingt es zwar noch von Österreich aus sein Buch über den Minnesänger Oswalt von Wolkenstein zu veröffentlichen, jedoch nur, da das Werk unter dem Pseudonym Carl Johann Leuchtenberg erscheint. Es wird – was einer bitteren Komik nicht entbehrt – in Nazideutschland von der Kritik begeistert gefeiert werden (vgl. Spiel 1989: 117). Hilde Spiels neuer Verlag willigt lediglich in ein kleines Sommerbuch ein, das der jungen Autorin vorschwebt, dessen profaner Titel, *Verwirrung am Wolfgangsee*, auf dem der Verlag besteht, jedoch sogleich ihren Unmut erregt (vgl. Spiel 1989: 119). Bald bereut sie, sich auf »die vom Verleger gewünschte Leichtigkeit«, diese »Flunkerei ohne Hand und Fuß« (Spiel 1989: 119) eingelassen zu haben und empfindet das Buch als Verrat an der ›großen Literatur‹ (vgl. Spiel 1989: 119). »Der Titel sah nach Illustrierte aus, aber ich war in einer Zwangslage, musste Geld verdienen« (Spiel 1992a: 41), begründet sie im Alter das Zugeständnis der leichten Lektüre.

Flucht vor Mitläufertum und Antisemitismus

Das Buch war der »erste Kompromiss, die erste Anpassung an die politischen Verhältnisse, denen Hilde Spiel durch die Entscheidung für das Exil zu

entkommen suchte« (Strickhausen 1996: 78f.). Eine »verschwommene, verschmierte Zeit« (Spiel 1989: 103) nennt Hilde Spiel die Jahre des Ständestaates im Rückblick. Sie sieht sich selbst immer tiefer in dessen moralischen Sumpf hineingezogen, hat sogar eine Affäre mit einem Faschisten und findet sich bei abendlichen Streifzügen durch Wien inmitten der neuen Führungselite wieder (vgl. Spiel 1989: 120f.). Dieser »Prozess der Aufweichung, der langsamen aber unausweichlichen Korruption«, die »Furcht vor meiner eigenen Veränderung« (Spiel 1989: 114), zwingen Hilde Spiel letztendlich, Österreich zu verlassen. Die junge Frau sah sich offensichtlich der Gefahr des Mitläuferinnentums ausgesetzt, der sie entkommen wollte, der Gefahr weiterer Zugeständnisse, wie schon das leichte Sommerbuch eines gewesen war. Gefahren lauern aber auch anderswo. Hilde Spiel beobachtet, wie Anhänger der verbotenen aber vom Untergrund aus weiter operierenden nationalsozialistischen Partei kleine Terrorakte rings um die Universität verüben, immer wieder gibt es teils blutige Übergriffe auf jüdische Studenten. Die Ermordung des von ihr hoch geachteten Philosophieprofessors Moritz Schlick, welche von der antisemitischen Presse sogleich als judenfeindliche Tat ausgeschlachtet wird, trifft Hilde Spiel tief (vgl. Spiel 1989: 103ff.). Auch wenn sie dies in ihren Erinnerungen nicht explizit anspricht, musste die junge Frau sich aufgrund ihrer jüdischen Abstammung tagtäglich ebenso als potenzielles Opfer von derlei Verbrechen fühlen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die politischen Veränderungen in ihrer Heimat die Entwicklung der Erzählerin Hilde Spiel bereits im Ansatz deutlich hemmen (vgl. Neunzig 1999: 25). *Verwirrung am Wolfgangsee* war für viele Jahre Hilde Spiels letztes Buch, das in Österreich erschien. Ihr Roman *Der Sonderzug* blieb bis heute (!), von Auszügen abgesehen, unveröffentlicht.

Schreiben in der fremden Sprache

Ab Herbst 1936 lebt Hilde Spiel mit ihrem Ehemann in London. Was trotz allem zunächst als freiwilliger Aufenthalt in England beginnt, wird mit der nationalsozialistischen Machtergreifung in Österreich 1938 zur zwingenden Lebensform – zum Exil. Die erschwerten Produktionsbedingungen für eine schriftstellerische Arbeit, von denen Hilde Spiel im Österreich des Ständestaates bereits einen Vorgeschmack erhalten hatte, prolongieren sich, wenngleich in anderer Ausformung, im fremden Land. Ja, nicht nur das, sie verschärfen sich im englischen Exil. Die größte Herausforderung für Hilde Spiel, wie für alle exilierten Autoren und Autorinnen, war die fremde Sprache. Im fremden Land mit der fremden Sprache war ihr ureigenes Werkzeug, die deutsche Sprache, mit einem Mal unbrauchbar geworden, sie waren »um ihr mitgebrachtes Kapital geprellt« (Spiel 1976a: 39). Mit großem Eifer machte sich die junge Frau daher

daran, Englisch schreiben zu lernen. »Man wußte nicht, wie das Hitler-Reich zu Ende gehen würde (...) und es wäre ein Fehler gewesen, sich weiter auf die deutsche Sprache zu versteifen« (Spiel 1992a: 41). Ein Sprachwechsel war nicht zuletzt deshalb unumgänglich, da die Publikationsmöglichkeiten für exilierte Autoren und Autorinnen im Exilland England auf ein Minimum schrumpften. Weder gab es hier Exilverlage, wie es sie in den Niederlanden (Allert de Lange, Querido) oder Schweden (Beermann-Fischer) immerhin bis zur Besetzung dieser Länder durch das NS-Regime gab (vgl. Wiemann 1998: 20ff.), noch gab es ein deutsch lesendes Publikum (vgl. Tergit 1973: 135). Die mangelnden Veröffentlichungsmöglichkeiten fördern auch die Hinwendung zum Journalismus. Für die Exilpublikation *Die Zeitung* verfasste Hilde Spiel von Mai 1941 bis April 1943 redaktionelle Beiträge, wobei es sich in der Mehrzahl um Buchbesprechungen handelt (vgl. Strickhausen 1996: 430). Eine Publikation in einem englischen Verlag wiederum dürfte sehr stark von der ›richtigen‹ Stoffwahl abhängig gewesen sein. Bei den Rezensenten stießen vor allem historiografische, politische und autobiografische Werke sowie Romane mit aktuellem politischem Bezug auf die größte Zustimmung (vgl. Strickhausen 1992: 370ff.). Diese Erfahrung machte auch Hilde Spiel mit ihrem Wien-Roman *The Fruits of Prosperity*. Im Zusammenhang mit dessen Ablehnung durch englische Verleger spricht sie davon, sie »hätte wahrscheinlich viele Romane geschrieben, wenn ich nicht die Schwierigkeit gehabt hätte, dass das, was mich interessiert hat, die Engländer nicht interessiert hat« (Spiel 1981c: 407).

Englische Vorbilder

Bei der Aneignung des Englischen als Literatursprache orientierte sich Hilde Spiel zum einen an zeitgenössischen britischen Autoren und Autorinnen wie W. H. Auden, Stephen Spender, oder Virginia Woolf, zum anderen an englischen Zeitungen und Zeitschriften wie *The Observer*, *Sunday Times*, *Listener*, *The New Statesman* and Nation sowie an der von Frauen redigierten *Time and Tid*e (vgl. Spiel 1989: 155f.). Die Essayisten dieser Publikationen – Desmond Shawe-Taylor, James Agate oder der junge Philip Toynbee – waren für Hilde Spiel »Vorbilder der kritischen und kontemplativen Schreibkunst« (Spiel 1989: 156). Von den großen Meistern des englischen Essays wiederum – dem englischen Schriftsteller Charles Lamb (1775-1834), der als Schöpfer des Essays gilt, von William Hazlitt oder Walter Pater – lernte Hilde Spiel, »dass Einfachheit nicht simpel war, Knappheit nicht flach und Durchsichtigkeit das Ergebnis langwieriger Kristallisationen« (Spiel 1989: 157). Wesentlich am Sprachwechsel Hilde Spiels ist dabei, dass dieser ihr Verhältnis und ihren Umgang mit der deutschen Muttersprache in hohem Maße neu definierte. Durch das englische Exil habe sie gelernt, »das Deutsche

erst richtig handzuhaben« (Spiel 1992b: 78). Auch die im Englischen so wichtigen Kriterien des Anschaulichen, Bildhaften und Durchsichtigen sowie »eine gewisse Scheu vor der Abstraktion, in die das Deutsche so oft verfällt« (Spiel 1972: 94), nahm die Autorin für sich als Bereicherung an und übertrug sie später auf das Schreiben in der Muttersprache (vgl. Spiel 1972: 94). Der Zwang, sich die fremde Sprache aneignen zu müssen, führte so gleichsam zu einer Neuinterpretation der Muttersprache als Arbeitswerkzeug, die ihre Umsetzung schließlich vor allem in der ›deutsch‹-sprachigen Essayistik fand.

Die Entdeckung des Essays

Ab 1940/41 schreibt Hilde Spiel das erste Buch in englischer Sprache – den bereits genannten Wien-Roman *The Fruits of Prosperity*, welchen sie um 1943 beendet. Über dessen mühsamen Entstehungsprozess klagt sie in einem Brief an den österreichischen Exillyriker Theodor Kramer: »Ich mache nur sehr langsamen Fortschritt, weil ich ihn englisch schreibe, und brauche zu zehn Seiten einen Monat« (Spiel 1995: 15). Zur großen Enttäuschung der Autorin findet sich jedoch kein britischer Verlag, der das Buch drucken will (vgl. Schramm 1999: 70 sowie Neunzig 1999: 26). Es erscheint erst 1981, auf Deutsch und in Hilde Spiels eigener Übersetzung (vgl. Spiel 1986a: 293). Das mangelnde Interesse an *The Fruits of Prosperity* seitens englischer Verleger markiert eine weitgehende Abkehr vom literarischen Schreiben. Es habe, so die Autorin, »zunächst verhindert, dass ich weiter als Erzählerin mich betätigte, was ja ursprünglich meine Absicht war« (Spiel 1981c: 407). Nach diesem Rückschlag geht sie dazu über, Essays auf Englisch zu schreiben. Ein großer, unerwarteter Erfolg für Hilde Spiel (vgl. Spiel 1992a: 41.). 1944 veröffentlicht der *New Statesman* ihren Essay über Henri Alain-Fourniers Roman Le grand Meaulnes in der äußerst prestigeträchtigen Rubrik ›Books in general‹ (vgl. Schramm 1999: 70). Die Arbeit für den *New Statesman* bleibt aber sehr sporadisch und begrenzt. Im Jahr 1946 erscheinen zwar noch vier weitere Beiträge, bis 1952 kann Hilde Spiel dort jedoch insgesamt nur mehr drei Artikel platzieren (vgl. Strickhausen 1996: 430). Dennoch begann hier etwas zu reifen, was sich in der Arbeit für deutschsprachige Blätter fortsetzen und nicht mehr abreißen sollte. Der Zwang in einer fremden Sprache, also auf Englisch, schreiben zu müssen, lenkte Hilde Spiel auf die kleine Form, den Essay. In einem Fernseh-Interview wenige Jahre vor ihrem Tod räumte sie etwa ein, dass das Erlernen der feuilletonistischen Essayistik sich wesentlich unproblematischer darstellte (vgl. Spiel 1986b). Über das Schreiben in der fremden Sprache resümiert sie:

> Der luftigen, witzigen, prägnanten Art, in der man etwa in England über Dinge schreibt, wird man eher habhaft als jener künstlerischen Ausdrucksform, in der die Dinge selbst vermittelt werden sollen: Wo intuitive und individuelle Sprachgewalt erforderlich ist, eine

Bewusstmachung in tiefsten Schichten ruhender Bilder und Gedanken, da findet der Eingewanderte häufig noch den Zugang versperrt (Spiel 1992b: 77f.).

Hilde Spiels mehr oder minder unfreiwilliger Übergang vom narrativen zum essayistischen Schreiben ist damit als unmittelbare Folge der Exilsituation zu sehen. Auch andere exilierte Autorenkollegen wie Ernst Bornemann oder Hilde Spiels Ehemann, Peter de Mendelssohn, machten im fremdsprachigen Exil eine vergleichbare Entwicklung durch (vgl. Strickhausen 1996: 280).

Der Weg zur Freelance-Journalistin

Aber auch andere, äußere Rahmenbedingungen begünstigen Hilde Spiels Hinwendung zum Journalismus. Von September 1947 bis Mai 1948 schreibt sie Theaterkritiken für die Berliner Ausgabe der Tageszeitung *Die Welt*. Auch dies gleichsam eine Fügung des Schicksals. Ehemann Peter de Mendelssohn war als britisch-amerikanischer Presseoffizier im Nachkriegsberlin am Wiederaufbau der Presseinfrastruktur beteiligt. Seine Aufgabe war es unter anderem, unbelastete deutsche Journalisten für die Gründung neuer Zeitungen zu finden. Im August 1947 wird Mendelssohn erster Chefredakteur der Welt und bestellt seine Frau zur Theaterkritikerin. Hilde Spiel agiert Akzent setzend für Presse und Bühne. Darüber hinaus schreibt sie Filmkritiken, Buchrezensionen sowie diverse andere Kulturartikel (vgl. Siebenhaar 1999: 88ff.). Hier kommt es nun zum ersten ausgedehnten Probelauf der Journalistin Hilde Spiel, bei dem die Einflüsse der Jahre in England fruchtbar gemacht werden. Erstmals fließen österreichische und englische Stilebenen zusammen, englische Leichtigkeit und Konsequenz paaren sich in Hilde Spiels Theaterkritiken mit österreichischer Anmut und Musikalität (vgl. Langenbucher 2000: 361). Hilde Spiel bezeichnete den Berlinaufenthalt und die damit verbundene Wiederorientierung auf den deutschen Sprachraum als eine »Schaltstelle des Schicksals«, da sie und ihr Mann »von der deutschen Sprache, ja der deutschen Welt wieder vereinnahmt (waren), ob wir's wollten oder nicht, und [...] in die britische nie mehr ganz zurück (fanden)« (Spiel 1989: 234). Es war ein Wieder einfühlen und Wieder einschreiben in die Welt der Muttersprache, das nicht ohne Folgen blieb. Unmittelbar nach ihrer Rückkunft in London beginnt Hilde Spiel mit dem Aufbau eines ›Syndikats für Kulturberichte aus London‹ (vgl. Spiel 1990: 114). Als Freelance-Journalistin beliefert sie fortan eine Reihe von Zeitungen, Wochenschriften und Rundfunkstationen in der ehemaligen Bundesrepublik, Österreich, der Schweiz, Belgien und den Niederlanden mit Beiträgen über sämtliche kulturelle Ereignisse in der britischen Hauptstadt (vgl. Strickhausen 1999: 96). Darunter so angesehene Blätter wie der Berliner Tagesspiegel, die Zürcher Weltwoche oder

die *Süddeutsche Zeitung* (vgl. Simhofer 1998: 87ff.). Ab Herbst 1952 berichtet Hilde Spiel außerdem über die Salzburger Festspiele (vgl. Strickhausen 1999: 96ff).

Einzige Heimat Muttersprache

Das Leben im Exil und vor allem das Leben mit zwei Sprachen haben aus ihr »das Produkt einer Schizophrenie« (Spiel 1972: 93) gemacht, so Hilde Spiel. Bereits kurz nach Kriegsende verspürte sie den Ruf der Heimat und nutzte ihren Status als Journalistin, um im Jänner 1946 für den *New Statesman* als ›war correspondent‹ nach Wien zu reisen (vgl. Schramm 1999: 69ff.). Dieses teils schmerzliche Wiedersehen mit ihrer Heimat setzte den »langsame(n) Prozess einer Loslösung aus dem englischen Bereich« (Spiel 1968: 154) in Gang und nahm die spätere Rückkehr nach Österreich vorweg, die, wie Hilde Spiel betonte, letztlich »unvermeidlich war« (Spiel 1968: 154). Auf Wien folgte Berlin, aber dennoch lebte Hilde Spiel noch lange Zeit in England. Geschrieben hat sie jedoch in erster Linie auf Deutsch. Wie für viele andere Exilierte war nach dem Heimatverlust die deutsche Sprache auch für sie zur einzig möglichen Heimat geworden (vgl. Spiel 1972: 94). Der Wiedergewinn der Muttersprache war für sie ein,»Geschenk; ich habe nie mehr aufgehört, mich darüber zu freuen« (Spiel 1972: 93f.). Vor diesem Hintergrund ist auch die Tatsache zu sehen, dass sie sich ab 1946 wieder der deutschen Muttersprache zuwandte und ein nahezu ausschließlich ›deutsch‹sprachiges essayistisches Schaffen entfaltete.

»Ich ertrinke im Meer der Zeitungswörter«

Die Sprache hatte sie erneut gewechselt, die Darstellungsform des Essays, wie sie sie in England mit Erfolg erlernt und erprobt hatte, behielt sie jedoch bei. Zwar schrieb sie noch ein Buch, den Exilroman *The Darkened Room* (1961), auf Englisch, ein weiteres Werk aber, das literarische Großprojekt der rund 500 Seiten umfassenden historischen Biografie *Fanny von Arnstein oder die Emanzipation. Ein Frauenleben an der Zeitenwende 1758-1818* (1962), entsteht auf Deutsch. Das Entstehen dieser, und noch vieler weiterer Bücher parallel zu dem äußerst umfangreichen journalistischen Schaffen und einer höchst produktiven Übersetzerinnentätigkeit verrät den großen Ehrgeiz, mit welchem Hilde Spiel zeitlebens eine schriftstellerische Karriere verfolgte. Ihre viel versprechenden literarischen Anfänge in Wien ließen sie nicht los. Der Konflikt zwischen lästigem, zeitraubendem und aus ihrer Sicht vor allem minderwertigem Tagesjournalismus einerseits und ihren dadurch zurückgedrängten schriftstellerischen Ambitionen andererseits begleitete Hilde Spiel ein Leben lang. Es war ihr, als ertrinke

sie »im Meer der Zeitungswörter« (Spiel 1976b: 254). Überdies litt sie stets darunter, dass ihre journalistischen Arbeiten auf ungleich mehr Respekt und Anerkennung stießen als ihre literarischen Hervorbringungen. So wurde etwa der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki nicht müde, die Essayistin Hilde Spiel zu loben, während er dem literarischen Schaffen nur sehr schwache künstlerische Kraft attestierte (vgl. Reich-Ranicki 1998: 92). Literarische Güte und literarischen Rang gestand der Kritiker vor allem den journalistischen Arbeiten, den Essays zu, in welchen »das Temperament der Erzählerin« (Reich-Ranicki 1998: 31) zu spüren sei. Jedoch ist es genau diese Verschmelzung von literarischer und journalistischer Begabung Hilde Spiels, welche die hohe Qualität ihrer journalistischen Arbeiten begründet. Immer wieder gelang es ihr, dem Leser, der Leserin komplizierte ästhetische, literarische oder philosophische Sachverhalte transparent zu machen. Nicht anders hatte sie es bei den englischen Vorbildern gelernt. Es ist ein großer Gewinn, den Journalismus aus einem solchen Changieren zwischen den Gattungen zieht (vgl. Langenbucher 2000: 360ff.). Ihre »Sprachkraft, intellektuelle Hellsicht und Beobachtungsgabe« (Langenbucher 2000: 360) hätten Hilde Spiel auch eine literarische Karriere ermöglicht.

Das Exil und die Folgen…

Der unerwartete große Erfolg, den Hilde Spiel mit dem Schreiben von englischen Essays hatte, führte dazu, dass diese Gattung gleichsam ›an ihr hängen blieb‹, und das auch und vor allem, was das Schreiben in der deutschen Muttersprache angeht. Die Kombination aus neuer Darstellungsform, dem Essay, und neu definiertem Gebrauch der deutschen Sprache durch die Einflüsse der englischen Sprache erwies sich dabei als großer Gewinn für Hilde Spiels Schreiben. Ein Rückwechsel in die deutsche Muttersprache wiederum war letztendlich aufgrund der schizophrenen Verfassung, einem Gefühl innerer Zerrissenheit, welche der Sprachwechsel in ihr ausgelöst hatte, unvermeidbar. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der exilbedingte Sprachwechsel, der zur Entdeckung des Essays als sprachliche Ausdrucksform führte, und der Rückwechsel in die deutsche Muttersprache als Konsequenz einer inneren Zerrissenheit neben äußeren Rahmenbedingungen wie dem Berlinaufenthalt wesentliche Einflussfaktoren der Exilexistenz für Hilde Spiels Entwicklung zur Journalistin bilden. Darüber hinaus ermöglichte die Synthese von österreichischen und englischen Einflüssen die Generierung eines charakteristischen Schreibstils, der Hilde Spiel zur unumstrittenen, mehrfach mit verschiedenen Preisen ausgezeichneten Meisterin des Essays werden ließ. Angesichts der begrenzten Möglichkeiten mit Sprache die Welt zu erfassen, offenbaren Hilde Spiels Worte die große Bereicherung, die das Schreiben in zwei Sprachen für sie bedeutete:

»Jedes Gewebe von Worten (...) ist ein anders gearteter Filter, durch den ein Destillat der Wirklichkeit zu gewinnen ist. Mehr als das kann es nicht sein. Aber wer die Realität nicht nur durch einen, sondern durch mehrere Filter siebt, der hat zuletzt die feinste und reinste Essenz gewonnen« (Spiel 1992b: 78).

Über die Autorin

Burghardt, Karin, Mag.a phil., Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und Deutschen Philologie an der Universität Wien sowie Freien Universität Berlin mit dem Schwerpunkt praktischer Journalismus, studienbegleitende Mitarbeit in der Markt- und Sozialforschung, freie redaktionelle Mitarbeiterin beim führenden österreichischen Nachrichtenmagazin *profil*, im Zuge der Masterarbeit eingehende Auseinandersetzung mit der österreichischen Schriftstellerin und Publizistin Hilde Spiel, lebt seit 2016 nahe Graz (Austria).

Literatur

Amann, Klaus (1996): *Zahltag. Der Anschluss österreichischer Schriftsteller an das Dritte Reich*. Frankfurt/M.

Bolbecher, Siglinde (1995): Exilbedingungen und Exilkultur in Großbritannien. Eine Einführung. In: Bolbecher, Siglinde; Kaiser, Konstantin (Hrsg.): *Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien*. Wien, S. 17-27.

Durzak, Manfred (Hrsg.) (1973): D*ie deutsche Exilliteratur 1933-1945*. Stuttgart.

Frühwald, Wolfgang; Schieder, Wolfgang (Hrsg.) (1981): *Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-1945*. Hamburg (= Historische Perspektiven Bd. 18).

Kiegler-Griensteidl, Monika (1999): Alles muss seinen Ort haben und seine Zeit. Hilde Spiels publizistische Anfänge in Wien (1929-1936). In: Neunzig, Hans A.; Schramm, Ingrid (Hrsg.): *Hilde Spiel: Weltbürgerin der Literatur*. Wien, S. 58-68.

Langenbucher, Wolfgang R. (2000): Intellektualismus als Journalismus. Oder: Vom »Brotberuf« der Hilde Spiel. In: Kreisky, Eva (Hrsg.): *Von der Macht der Köpfe. Intellektuelle zwischen Moderne und Spätmoderne*. Wien, S. 349-364.

Maimann, Helene (1981): Sprachlosigkeit. Ein zentrales Phänomen der Exilerfahrung. In: Frühwald, Wolfgang; Schieder, Wolfgang (Hrsg.): *Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933-1945*. Hamburg (= Historische Perspektiven Bd. 18), S. 31-38.

Neunzig, Hans A.; Schramm, Ingrid (Hrsg.) (1999): *Hilde Spiel: Weltbürgerin der Literatur*. Wien.

Neunzig, Hans A. (1999): Die sinnliche Wahrnehmung der Welt. Hilde Spiel als Erzählerin. In: Neunzig, Hans A.; Schramm, Ingrid (Hrsg.): *Hilde Spiel: Weltbürgerin der Literatur.* Wien, S. 23-32.

Reich-Ranicki, Marcel (1998): *Über Hilde Spiel*. München.

Schramm, Ingrid(1999): »Rückkehr nach Wien« Hilde Spiel als Nachkriegs-Korrespondentin. In: Neunzig, Hans A.; Schramm, Ingrid (Hrsg.): *Hilde Spiel: Weltbürgerin der Literatur*. Wien, S. 69-79.

Seuter, Harald (Hrsg.) (1981): *Die Feder, ein Schwert? Literatur und Politik in Österreich*. Graz.

Siebenhaar, Klaus (1999): Ich in Klammern. Hilde Spiel als Theaterkritikerin der Welt im Nachkriegs-Berlin. In: Neunzig, Hans A.; Schramm, Ingrid (Hrsg.): *Hilde Spiel: Weltbürgerin der Literatur*. Wien, S. 87-95.

Simhofer, Doris (1998): Hilde Spiel – Journalistin wider Willen und ihre Ambivalenz zwischen ›Brotberuf‹ und literarischer Berufung. Wien, phil. Diss.

Spiel, Hilde (1968): *Rückkehr nach Wien. Tagebuch 1946*. München.

Spiel, Hilde (1972): (Vorstellung.) In: *Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung*, S. 93-94.

Spiel, Hilde (1976a): Psychologie des Exils. In: Spiel, Hilde: *Kleine Schritte. Berichte und Geschichten*. München, S. 27-47.

Spiel, Hilde (1976b): Preisgabe. In: Spiel, Hilde: *Kleine Schritte. Berichte und Geschichten.* München, S. 251-254.

Spiel, Hilde (1981a): *In meinem Garten schlendernd. Essays*. München.

Spiel, Hilde (1981b): Kafka, Flaubert und das elfenbeinerne Dachkämmerchen. In: Seuter, Harald (Hrsg.): *Die Feder, ein Schwert? Literatur und Politik in Österreich*. Graz, S. 170-175.

Spiel, Hilde (1981c): *Österreicher im Exil. Großbritannien 1938-1945. Eine Dokumentation. Herausgegeben vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes*. Wien, S. 406-407.

Spiel, Hilde (1984): Sprachrohr der abweichenden Meinung. In: Spiel, Hilde: *Englische Ansichten. Berichte aus Kultur, Geschichte und Politik*. Stuttgart, S. 161-164.

Spiel, Hilde (1986a): »Exil und Rückkehr. Hilde Spiel im Gespräch.« Gespräch mit Hartmut Krug, 07.09.1985 in St. Wolfgang. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst Berlin (Hrsg.) : *Kunst im Exil in Großbritannien 1933-1945.* Berlin, S. 289-295.

Spiel, Hilde (1986b): Ingeborg Wurster im Gespräch mit Hilde Spiel, ZDF, 30.11. 1986.

Spiel, Hilde (1989): *Die hellen und die finsteren Zeiten. Erinnerungen 1911-1946*. München.

Spiel, Hilde (1990): *Welche Welt ist meine Welt? Erinnerungen 1946-1989*. München

Spiel, Hilde (1992a): Die Grande Dame. Gespräch mit Anne Linsel in der Reihe »Zeugen des Jahrhunderts«. Hrsg. von Ingo Hermann. Göttingen.

Spiel, Hilde (1992b): Das vertauschte Werkzeug. In: Spiel, Hilde: *Das Haus des Dichters. Literarische Essays, Interpretationen, Rezensionen*. Hrsg. und zusammengestellt v. Hans A. Neunzig, München, S. 73-78.

Spiel, Hilde (1995): *Briefwechsel*. Hrsg. v. Hans A. Neunzig, München.

Strickhausen, Waltraud (1989): Im Zwiespalt zwischen Literatur und Publizistik. Deutungsversuch zum Gattungswechsel im Werk der Exilautorin Hilde Spiel. In: Koebner, Thomas (Hrsg.): *Publizistik im Exil und andere Themen*. München, S. 166-183.

Strickhausen, Waltraud (1992): Schreiben in der Sprache des Anderen. Eine Vorstudie zu den Publikationsmöglichkeiten und der Wirkung englischsprachiger Exilwerke in Großbritannien. In: Sevin, Dieter (Hrsg.): *Die Resonanz des Exils. Gelungene und misslungene Rezeption deutschsprachiger Exilautoren.* Amsterdam (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur Bd. 99), S. 369-382.

Strickhausen, Waltraud (1996): *Die Erzählerin Hilde Spiel oder »Der weite Wurf in die Finsternis«*. New York, Wien u. a.

Strickhausen, Waltraud (1999): Das harte Brot des Freelance-Journalismus. Hilde Spiels publizistische Tätigkeit 1948 bis 1963. In: Neunzig, Hans A.; Schramm, Ingrid (Hrsg.): *Hilde Spiel: Weltbürgerin der Literatur*. Wien, S. 96-102.

Tergit, Gabriele (1973): Die Exilsituation in England. In: Durzak, Manfred (Hrsg.): *Die deutsche Exilliteratur 1933-1945*. Stuttgart, S. 135-144.

Wiemann, Dirk: (1998): *Exilliteratur in Großbritannien 193 - 1945*. Opladen, Wiesbaden.

Wiesinger-Stock, Sandra (1996): *Hilde Spiel. Ein Leben ohne Heimat?* Mit einem Vorwort v. Erika Weinzierl, Wien.

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
HERBERT VON HALEM VERLAG
Heft 1/2022, S. 43-58
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X
DOI: 10.1453/2569-152X-12022-12025-de

Aufsatz

Laura Badura und Katherine M. Engelke

Metajournalistischer Diskurs über Risiken der Nachrichtenrezeption

Eine Fallstudie zur Legitimation von Autorität im Kontext eines journalistischen Skandals

***Abstract*: Ziel dieser Studie ist es, den metajournalistischen Diskurs über Risiken (d.h. falsche, unvollständige, verzerrte Informationen), die bei der Verwendung von Nachrichteninhalten für Rezipierende bestehen, offenzulegen und zu erkennen, ob diese Selbstkritik zur Legitimation journalistischer Autorität dienen kann. Die journalistische Beachtung von Risiken ist im Kontext der Beziehung zwischen Journalismus und Publikum relevant, da sich das Vertrauen der Rezipierenden immer auf das Eingehen von Risiken bezieht. Die hier vorgestellte quantitative Inhaltsanalyse von deutschen Zeitungsartikeln (N = 127) basiert auf zwei Vorstudien und fokussiert den sogenannten Relotius-Skandal als Fallstudie. Eine hohe Anzahl von Artikeln (71,7 %) erwähnt mindestens ein Risiko und fast alle thematisieren mehrere interne und externe Risikoursachen. Die meisten Legitimationsstrategien sind selbstreferentiell (d.h. unkritisch). Die vorgestellte Operationalisierung von Risiken der Nachrichtenrezeption eignet sich zu ihrer Erfassung im metajournalistischen Diskurs und zeigt, dass die journalistische Thematisierung von Risiken auf verschiedenen Wegen zur Legitimation journalistischer Autorität beitragen kann.**

Einführung

Für Rezipierende kann die Nutzung journalistischer Nachrichteninhalte risikobehaftet sein. Dies zeigen prominente historische und aktuelle Beispiele von

Täuschungen und Fälschungen (zur Forschung zu US-Fällen vgl. Carlson 2014; Govaert et al. 2019; Spurlock 2016; zur Forschung zu deutschen Fällen vgl. Burkhardt 2015; Doll 2012) sowie Richtigstellungen von Fehlern und Irrtümern in Zeitungsberichten (vgl. Hettinga et al. 2018). Während solche journalistischen Skandale und Fehltritte die Autorität des Journalismus infrage stellen und Selbstkritik als spezifische Form des metajournalistischen Diskurses auslösen (vgl. Carlson 2016; Haas 2006), bleibt bislang weitgehend unerforscht, wie Journalist*innen ihre Autorität im Kontext von Risiken der Nachrichtenrezeption öffentlich legitimieren. Es ist jedoch wichtig, solche Legitimationsprozesse zu untersuchen, da Journalismus in der Demokratie eine bedeutende gesellschaftliche Rolle spielt (vgl. Esser/Neuberger 2019), die ganz wesentlich auf dem Vertrauen des Publikums beruht (vgl. Vos/Thomas 2018: 2003). Ziel dieser quantitativen Inhaltsanalyse ist es daher, den metajournalistischen Diskurs über Risiken für Rezipierende bei der Nutzung von Nachrichteninhalten offenzulegen und festzustellen, ob diese Selbstkritik zur Legitimation journalistischer Autorität beitragen kann. Als Fallbeispiel dient der Relotius-Skandal (siehe unten).

Journalistische Autorität und die Relevanz des metajournalistischen Diskurses

Journalistische Autorität als »a contingent relationship in which certain actors come to possess a right to create legitimate discursive knowledge about events in the world for others« (Carlson 2017: 13) wird zunehmend angezweifelt: Nicht nur Täuschungen, Fälschungen und Irrtümer, sondern auch Veränderungen in Technik, Wirtschaft und Politik (vgl. auch Wahl-Jorgensen et al. 2016) stellen die Legitimität des Journalismus als Autorität für die Schaffung von Wissen sowie seine demokratische Rolle in der Gesellschaft infrage (vgl. Carlson 2017: 2f.; Figenschou/Ihlebæk 2019; Tong 2018: 258ff.; Vos/Thomas 2018: 2001, 2004ff.). Autorität wiederum basiert darauf, dass der Journalismus professionelle Normen und Praktiken entwickelt, die das Publikum auch akzeptiert und auf deren Einhaltung es vertraut (vgl. Carlson 2017: 14; Tong 2018: 257; Vos/Thomas 2018: 2003; für Carlsons kritische Überlegungen zum Verhältnis von Glaubwürdigkeit/Vertrauen und Autorität vgl. Carlson 2017: 106f.).

Autorität ist dabei weder feststehend noch konstant – vielmehr ist die Stellung des Journalismus als legitimer Wissensvermittler das Ergebnis eines kontinuierlichen diskursiven Prozesses (vgl. Carlson 2017: 15; Vos/Thomas 2018: 2001, 2003). Eine prominente Art und Weise, in der »actors publicly engage in processes of […] rendering judgments about journalism's legitimacy« (Carlson 2016: 350) erfolgt durch metajournalistischen Diskurs. Das Konzept wird definiert als »public expressions evaluating news texts, the practices that

produce them, or the conditions of their reception« (Carlson 2016: 350) und hat drei diskursive Komponenten: die Akteur*innen, von denen der Diskurs ausgeht, die Orte, an denen er veröffentlicht wird, und die Themen, auf die er sich bezieht (vgl. Carlson 2016: 355ff.). In Bezug auf diese drei Komponenten konzentriert sich diese Studie auf den sowohl von journalistischen als auch von nicht-journalistischen Akteur*innen ausgehenden, auf journalistischen Seiten veröffentlichten metajournalistischen Diskurs über die Risiken der Nachrichtenrezeption, der insofern reaktiv ist, als er auf einen bestimmten journalistischen Vorfall, hier den Fall Relotius, antwortet. Trotz der Einbeziehung von Beiträgen nichtjournalistischer Akteur*innen in den Diskurs (z. B. durch Leser*innenbriefe) ist die Tatsache zu beachten, dass alle Artikel auf journalistischen Websites veröffentlicht wurden und damit letztendlich durch journalistische Akteur*innen entschieden wurde, dass jene Beiträge Teil des Diskurses werden.

Risiken der Nachrichtenrezeption für das journalistische Publikum

Vertrauen in den Journalismus ist nicht nur im Zusammenhang mit Autorität von Bedeutung, sondern spielte auch eine große Rolle im Skandalfall Relotius, auf den sich diese Studie konzentriert und der Vertrauensschwund oder -verlust auslöste. Das zeigen verschiedene Schlagzeilen wie »*Der Spiegel* made up stories. How can it regain readers' trust?« (Schultheis 2019; vgl. auch Hertreiter 2018; Newman et al. 2019: 85f.). Risiken prägen zwar entscheidend das Vertrauensverhältnis zwischen Publikum und Journalismus (vgl. Blöbaum 2014: 42ff.; Kohring 2004: 95ff., 160f.), doch bleibt bislang unklar, wie Risiken im metajournalistischen Diskurs erörtert werden und wie dies mit der Legitimation journalistischer Autorität zusammenhängt.

Die lange Tradition des Risikobegriffs in verschiedenen Disziplinen macht eine einheitliche Definition schwierig. Allgemein und interdisziplinär gesehen lässt sich Risiko als Unsicherheit in Bezug auf die Zukunft einer von Menschen als wichtig eingeschätzte Dimension verstehen, zu berechnen nach der Eintrittswahrscheinlichkeit und dem Ausmaß des Schadens, und verursacht durch eine Handlung oder ein Ereignis (vgl. Renn 2007: 11f). Die interdisziplinäre Vertrauensforschung ist sich weitgehend einig über die Rolle von Risiko als Voraussetzung für Vertrauen (vgl. Mayer et al. 1995: 711) sowie darüber, dass beide Konstrukte zusammen untersucht werden müssen. In Anlehnung an Kohrings Konzept gilt dies auch für die Journalismusforschung, da bei der Untersuchung des Vertrauens in den Journalismus auch die für die Rezipierenden entstehenden Risiken berücksichtigt werden müssen (vgl. Kohring 2004: 360ff.). Es wird der gängigen Annahme gefolgt, dass das Eingehen von Risiken auf Freiwilligkeit beruht (vgl. Kohring 2004: 92), jedoch auch die Notwendigkeit

der Risikohandlung für Rezipierende gesehen, da diese stets in Erwartung eines positiven Ergebnisses eingegangen wird – nämlich zur Reduzierung von Komplexität (vgl. Luhmann 1979).

Die öffentliche Diskussion von Risiken (die für Rezipierende während des Nachrichtenkonsums präsent sind; vgl. Badura 2016) ist relevant, weil der metajournalistische Diskurs seitens der Journalist*innen gesehen wird als eine »reaction to the public's growing distrust of mainstream journalism, serving to persuade the public that mainstream news organizations are capable of self-improvement and to avoid external regulation« (Haas 2006: 351f.). Öffentliche journalistische Bewertungen der Rezeptionsbedingungen von Nachrichtentexten – insbesondere strategische Erklärungen zu Risiken der Mediennutzung für die Rezipierenden, zum Umgang damit und warum der Journalismus trotz dieser Risiken an akzeptierten Normen und Praktiken festhält – könnten als Transparenzmaßnahme das Vertrauen in den Journalismus stärken (vgl. Uth et al. 2021: 65ff.). Das ist an sich nicht nur eine wichtige Voraussetzung für die Legitimität und Autoritätsposition des Journalismus in den Augen des Publikums (vgl. Tong 2018: 257; Vos/Thomas 2018: 2003), sondern auch für seine demokratische Rolle in der Gesellschaft (vgl. Usher 2018: 564f.). Ein Diskurs, in dem Journalist*innen öffentlich und strategisch den Umgang mit Risiken diskutieren, kann auch als eine Form des »paradigm repairs« verstanden werden (vgl. Carlson 2014: 36, 2016: 351f., 2017: 83; Haas 2006: 350f.; Hindman 2005: 226f.; Vos/Thomas 2018: 2003): Dabei versuchen Journalist*innen, ihren beruflichen Status (im Sinne von Autorität, Glaubwürdigkeit und Legitimität) als Reaktion auf eine berufliche Krise wiederherzustellen (vgl. Koliska/Steiner 2019).

Um den Umgang mit Risiken der Nachrichtenrezeption im metajournalistischen Diskurs zu untersuchen, wird operationalisiert, wie Journalist*innen jene Risiken legitimieren, also welche Strategien sie bei der Darstellung von Risikoursachen im metajournalistischen Diskurs anwenden. Dazu wurden zunächst zwei Vorstudien durchgeführt, um das Verständnis von Risiken bei der Nachrichtenrezeption zu erforschen: erstens zwei Fokusgruppeninterviews (N = 12) mit deutschen Mediennutzer*innen, mithilfe derer die Ansichten *der Rezipierenden* zu Risiken erfasst wurden (vgl. Badura 2016). Die Interviews behandelten Themen wie Mediennutzung und Vertrauen; für diese Studie lag der Auswertungsfokus insbesondere auf den von den Rezipierenden genannten Ursachen riskanter Mediennutzung und auf deren Risikowahrnehmung bei der Nachrichtenrezeption. Zweitens eine Literaturübersicht deutschsprachiger Zeitschriftenartikel über Risiken bei der Nachrichtenrezeption, um die *wissenschaftlichen* Ansichten zu Risiken zu ermitteln (vgl. Badura et al. 2019). Für die Perspektive der Journalismusforschung wurde eine Literaturrecherche von Zeitschriftenartikeln durchgeführt und untersucht, wie sich die in der ersten Vorstudie identifizierten Risiken und ihre Ursachen

differenzierter beschreiben lassen. Dazu wurden alle vollständigen Artikel in vier deutschen Publikationen – *Medien & Kommunikationswissenschaft* (M&K), *Publizistik*, *Studies in Communication and Media* (SCM), *Journalistik* – aus den Jahren 2014 bis 2018 untersucht (N = 275). Anhand der relevanten Suchbegriffe wurden die Titel und ihre Zusammenfassungen daraufhin überprüft, ob sie sich mit den relevanten Risiken befassten. Acht Artikel erwiesen sich als relevant für diese Studie und wurden eingehend analysiert. Die Ergebnisse beider Studien zusammengenommen beziehen sich auf drei Ebenen:

1. Es wurden drei Risiken bei der Rezeption von Nachrichtenmedien ermittelt: erstens das Risiko der Rezeption unvollständiger, zweitens das Risiko der Rezeption falscher sowie drittens das Risiko der Rezeption verzerrter Informationen. Die Rezeption jener Informationen kann riskant sein, da sie zu negativen Folgen führen kann. Es wird davon ausgegangen, dass die Informationen in Meinungs- und Entscheidungsprozesse der Bevölkerung einfließen, woraufhin zum Beispiel auf Grundlage falscher Fakten Entscheidungen getroffen werden (vgl. auch Grosser 2016; Blöbaum 2014: 42) könnten.
2. Die drei Risiken können interne oder externe Ursachen haben: Zu internen Ursachen zählen z. B. Probleme mit Qualität oder Medienvielfalt. Diese lassen sich in die Ursachenarten journalistische Praktiken, Normen, Institutionen oder Akteur*innen unterteilen. Externe Ursachen können politischer, wirtschaftlicher oder technologischer Natur sein. Dies entspricht früheren Unterscheidungen zwischen internen und externen Einflüssen auf journalistische Inhalte (vgl. Shoemaker/Reese 2014: 7ff.), der Art, in der im metajournalistischen Diskurs Abweichungen und Diskrepanzen diskutiert werden (vgl. Carlson 2014, 2016: 351f., 358, 2017: 82ff.) sowie Veränderungen in Technologie, Wirtschaft und Politik (vgl. auch Wahl-Jorgensen et al. 2016), die journalistische Autorität in Frage stellen (vgl. Carlson 2017: 2f.; Figenschou/Ihlebæk 2019; Tong 2018: 258ff.; Vos/Thomas 2018: 2001, 2004ff.).
3. Letztlich können die Ursachen für die drei Risiken unbeabsichtigt oder beabsichtigt sein.

Generell lassen sich zwei Merkmale des metajournalistischen Diskurses als Strategien sehen, mit denen journalistische Akteur*innen ihre Autorität legitimieren und die daher für diese Studie relevant sind: Erstens lassen sich aufgrund der und in Anlehnung an die bisherige Literatur (vgl. Reinemann/Huismann 2007: 466ff.) drei größere strukturelle Kontexte unterscheiden, in die der Diskurs eingebettet ist, sowohl in Bezug auf Probleme als auch auf Lösungen für den Journalismus, nämlich (1) Akteur*innen, (2) journalistische Produkte und (3) Rezipierende. Bei der Analyse des metajournalistischen Diskurses schlagen Reinemann und Huismann (2007: 466) vor, zwischen Akteur*innen und

Inhalten oder Produkten zu unterscheiden, da Produkte (2) das Ergebnis von Handlungen sind, die von Akteur*innen (1) vorgenommen werden. Da sich die Risiken auf die Rezipierenden auswirken (3), wird die Differenzierung von Risiken um diesen Kontext erweitert. Zweitens wird zwischen zwei Reflexionsebenen unterschieden (vgl. Denner/Peter 2017: 275; Reinemann/Huismann 2007: 468): selbstreferentiell (unkritisch – im Fall dieser Studie z. B. eine bloße Erwähnung oder Beschreibung von Risiken) oder selbstreflexiv (kritisch – hier z. B. eine Bewertung der Ursachen). Wenn auf diese Weise zusätzliche Informationen bereitgestellt werden – über die bloße Berichterstattung über den Skandal selbst hinaus – kann das als Strategie gesehen werden, mit der Journalist*innen ihr Urteil über journalistische Legitimation besser rechtfertigen können (vgl. Carlson 2016).

Basierend auf diesen beiden Strategien und den drei Ergebnissen der Vorstudien wurde ein Codebuch entwickelt, um zu erfassen, ob und wie Journalist*innen – als dritte wichtige Akteursgruppe neben den bereits untersuchten Rezipierenden (vgl. Badura 2016) und der Wissenschaft (vgl. Badura et al. 2019) – die Risiken der Medienrezeption und ihre Ursachen im metajournalistischen Diskurs strategisch thematisieren.

Der Fall Relotius

Studien haben gezeigt, dass der metajournalistische Diskurs besonders dann relevant ist – und daher auch häufig untersucht wird –, »when taken for granted practices come under fire, which then spurs efforts to define appropriate practices while dispelling deviant or outsider actions« (Carlson 2016: 352). Die Selbstkritik der Nachrichtenmedien erfolgt insbesondere als Reaktion auf journalistische Skandale (vgl. Haas 2006: 351). Um den metajournalistischen Diskurs über Risiken der Nachrichtenrezeption darzulegen, wird ein aktueller deutschen Journalismusskandal herangezogen, nämlich der Fall Relotius, der im Dezember 2018 öffentlich wurde. Dabei ging es um sich über mehrere Jahre erstreckende Täuschungen und Erfindungen des preisgekrönten Journalisten Claas Relotius, der als Reporter beim deutschen Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* arbeitete (vgl. Fichtner 2018). Der Fall ist ein prominentes Beispiel für das Versagen jener journalistischer Mechanismen, die eigentlich journalistischen Betrug verhindern sollen. Er wurde nicht nur in den deutschen Medien, sondern auch international heftig diskutiert (z. B. Bennhold 2018; Conolly 2018). Die Kommunikationswissenschaft hat sich intensiv mit dem Fall befasst und beispielsweise Artikel von Relotius auf ihre Tatsachen hin geprüft (vgl. Lilienthal 2019), den Fall aus medienethischer Perspektive reflektiert (vgl. Eberwein 2021), den Unterschied zwischen Fakt und Fiktion im Journalismus (vgl. Schultz 2019) sowie die

Herausforderungen der (Selbst-)Reflexion (vgl. Neverla 2019) und die Rolle von Emotionen im Diskurs (vgl. Lünenborg/Medeiros 2020) erörtert sowie den metajournalistischen Diskurs zu diesem Fall untersucht (vgl. Katzenberger/von der Wense 2019; Menke/Serong 2020; Voit 2019).

Forschungsfragen und Methoden

Der eigene metajournalistische Diskurs der Zeitschrift *Der Spiegel* ist von dieser Studie ausgeschlossen, da es sich nicht um eine überregionale Tageszeitung handelt (siehe unten). Stattdessen interessieren die Reaktion bzw. Reflexion anderer deutscher Medien – die meisten Beiträge haben also einen medienbezogenen Diskurs (zum Konzept vgl. Reinemann/Huismann 2007: 467). Während sich alle Artikel zum Fall Relotius als (reaktiver) metajournalistischer Diskurs betrachten lassen (vgl. Carlson 2016: 358), da sie öffentliche Äußerungen zum Journalismus, spezifisch zu einem journalistischen Skandal, sind, liegt das besondere Interesse im metajournalistischen Diskurs über die Risiken von Nachrichtenrezeption. Da die Enthüllungen des Relotius-Betrugs hier nur als Kontext verwendet werden, umfasst die Inhaltsanalyse nicht alle Aspekte innerhalb des metajournalistischen Diskurses zum Fall Relotius, sondern konzentriert sich auf fünf Hauptforschungsfragen:

- FF1: Wie präsent ist der metajournalistische Diskurs über Risiken der Nachrichtenrezeption?
- FF2: Welche Risiken der Nachrichtenrezeption werden im metajournalistischen Diskurs genannt?
- FF3: Welcher Art sind die genannten Ursachen (intern vs. extern; beabsichtigt vs. unbeabsichtigt)?
- FF4: Wie kommen Legitimationsstrategien zum Ausdruck (Akteur*innen/Produkte/Rezipierende als Kontext; unkritisch vs. kritisch vs. beide Reflexionsebenen)?
- FF5: Gibt es Unterschiede bei den genannten Risiken und Ursachen je nach Medientyp, Rubrik oder Darstellungsform?

Eine im Juni 2019 vorgenommene Vollerhebung aller Artikel zum Fall Relotius (Einschlusskriterium: Erwähnung von »Relotius«) in den sechs auflagenstärksten überregionalen deutschen Tageszeitungen im ersten Quartal 2019 (vgl. Statista 2019) – also *Bild*, *SZ* (*Süddeutsche Zeitung*), *FAZ* (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*), *Handelsblatt*, *Die Welt*, *taz* (*die tageszeitung*) – von der Aufdeckung der Fälschungen im Dezember 2018 bis Juni 2019 ergab 133 Artikel. Nach der Entfernung von Duplikaten und dem Ausschluss von Einträgen mit ungeeigneten Textformen (Zitate von »Relotius« ohne weiteren Kontext, Fernsehprogrammhinweise, Erwähnungen noch unveröffentlichter Berichte) verblieben 127 Artikel

für die weitere Analyse. Auf Grundlage der Vorstudien sowie der Forschung zum metajournalistischen Diskurs wurde deduktiv ein Codebuch entwickelt, wobei nach einem Pretest induktiv einige Anpassungen vorgenommen wurden. Zu den formalen Variablen gehörten die Art des Mediums (wo zwischen Qualitäts- und Boulevardzeitungen unterschieden wird), die Rubrik (Mediensparte und andere Rubriken) und die Darstellungsform (meinungs- und faktenbetonte Beitrage). Neben den formalen Variablen enthielt das Codebuch auch inhaltliche Variablen zur Feststellung, ob die drei Risiken, zudem die sich aus journalistischen Praktiken, Normen, Institutionen oder Akteur*innen ergebenden internen Ursachen sowie die sich aus politischen, wirtschaftlichen oder technologischen Entwicklungen ergebenden externen Ursachen in dem Artikel vorhanden waren. Andere interne und externe Ursachen konnten offen kodiert werden. Darüber hinaus wurde mit zwei Variablen gemessen, ob absichtlich oder unabsichtlich verursachte Risiken im Text erwähnt wurden. In Bezug auf die strukturellen Kontexte wurde mit den inhaltlichen Variablen gemessen, ob der metajournalistische Diskurs Akteur*innen, Produkte und Rezipierende anspricht. Auch hier war es möglich, andere strukturelle Zusammenhänge offen zu kodieren. Mit der letzten Inhaltsvariable wurde gemessen, ob der Grad der Reflexion selbstreferentiell (unkritisch), selbstreflexiv (kritisch) oder gemischt war. Selbstreferentielle Kritikpunkte werden als Textstellen operationalisiert, in denen der Fall Relotius lediglich erwähnt wurde, während kritischere und selbstreflexive Kritikpunkte kodiert wurden, wenn die Autor*innen den Fall diskutierten oder gar bewerteten.

Die Kodierung erfolgte hauptsächlich durch eine studentische Hilfskraft und wurde bei einer Stichprobe von 10 % (n = 13) der Fälle von einer der Forschungsleiterinnen doppelt kodiert. Für die Inhaltsvariablen wurde mit der Holsti-Formel eine durchschnittliche Übereinstimmung von 89 % erzielt.

Ergebnisse

Während *FAZ* (26 %), *SZ* (25,3 %), *taz* (22,8 %) und *Die Welt* (17,3 %) die meisten Artikel über Relotius veröffentlichten, gab es bei *Bild* (5,5 %) und im *Handelsblatt* (3,1 %) kaum einen metajournalistischen Diskurs über den Skandal. Meinungsbetonte Artikel (63,8 %) wie Kommentare und Leitartikel überwogen gegenüber Sachbeiträgen (36,2 %) wie Interviews und Berichten. Nach einem anfänglich starken metajournalistischen Diskurs mit 27 Artikeln allein zwischen dem 20. und 31. Dezember und weiteren 50 Artikeln im Januar flachte die Berichterstattung auf 13 Artikel im Februar und jeweils 8 Artikel im März und April ab. Im Mai, als eine vom *Spiegel* eingesetzte Kommission ihren Abschlussbericht zu

dem Fall veröffentlichte, nahm der Diskurs mit 16 Artikeln wieder zu. Im Juni folgten 5 weitere Artikel.

91 von 127 (71,7 %) Artikeln, die sich mit dem Fall Relotius befassen, erwähnen mindestens ein Risiko. In Bezug auf FF1 ist im Fall Relotius der metajournalistische Diskurs über die Risiken der Medienrezeption also sehr prominent. In nur zwei Artikeln (1,6 %) werden jedoch alle drei Risiken erwähnt. Die Risiken werden nicht gleich häufig behandelt (FF2): Das Risiko unvollständiger Informationen wird 2 Mal genannt, das Risiko verzerrter Informationen 23 Mal und das Risiko falscher Informationen 90 Mal.

FF3 untersuchte die Art der genannten Ursachen. 83 der 91 (91,2 %) Risikoartikel erwähnten auch die Ursachen, während 8 (8,8 %) überhaupt keine Ursachen nannten. Zwar befassen sich alle 83 Artikel mit *internen* Ursachen, doch gibt es Unterschiede in der Häufigkeit der spezifischen Ursachen: Alle 83 Artikel beschreiben von journalistischen Akteur*innen ausgehende Risiken (hauptsächlich Relotius), 17 Artikel beschreiben journalistische Praktiken (z. B. Qualitätsfragen oder Recherchestandards), 15 Artikel befassen sich mit journalistischen Institutionen (z. B. *Der Spiegel*); journalistische Normen (z. B. das Verantwortungsbewusstsein von Journalist*innen) kommen in 7 Artikeln vor, gefolgt von 6 anderen internen Ursachen (die sich hauptsächlich auf die fälschlicherweise an Relotius vergebenen Preise beziehen). *Externe* Ursachen wurden nur in 3 der 83 Artikel genannt, wobei die Risiken dreimal als Folge wirtschaftlicher und einmal als Folge technologischer Entwicklungen dargestellt wurden. Politische Entwicklungen wurden nicht erwähnt. In 76 von 91 Artikeln (83,5 %) wurden die erwähnten Risiken als *absichtlich* verursacht dargestellt, während *unabsichtlich* verursachte Risiken nie erwähnt wurden.

Neben Risiken und Ursachen wurde auch untersucht, wie Legitimationsstrategien zum Ausdruck kommen (FF4). Da der metajournalistische Diskurs für diese Studie nur relevant ist, wenn er sich auf Risiken bezieht, kann FF4 nur für diese 91 Artikel beantwortet werden. Zu diesem Zweck wurde zunächst zwischen den drei größeren strukturellen Kontexten des Diskurses unterschieden. Sie kamen nur in 31 Artikeln vor, von denen 23 die Akteur*innen, 17 die journalistischen Produkte und 3 die Rezipierenden erwähnten. Bei den Akteur*innen wurden meist Relotius selbst oder seine Kolleg*innen beim *Spiegel* und deren Handeln thematisiert. Bei den journalistischen Produkten wurde auf die Art der Berichterstattung als journalistische Ausdrucksform verwiesen; und die selten erwähnten Rezipierenden kamen beispielsweise vor, wenn der Artikel danach fragte, ob diese das Problem der Objektivitätsnorm nachvollziehen könnten. Darüber hinaus wurde untersucht, ob die Kritikpunkte selbstreferentiell (unkritisch) (46 %) oder selbstreflexiv (kritisch) (14,2 %) waren oder ob beide Reflexionsebenen (7,9 %) vorkamen.

Unterschiede bei den genannten Risiken und Ursachen je nach Medientyp, Rubrik oder Darstellungsform (FF5) konnten aufgrund der unzureichenden Teilstichprobengröße nicht untersucht werden. Die Zahl von 7 Artikeln aus Boulevardzeitungen ist zu gering, um sie mit 120 Artikeln aus Qualitätszeitungen zu vergleichen (5,5 % gegenüber 94,5 %). Das Gleiche gilt für die Unterschiede zwischen den Rubriken (Medien vs. Sonstige), da 104 Artikel (81,9 %) in einer Mediensparte veröffentlicht wurden. Hinsichtlich der Darstellungsform lässt sich festhalten, dass 67 der 91 Artikel (73,6 %), in denen Risiken erwähnt werden, faktenorientiert, aber nur 24 Artikel (26,4 %) meinungsorientiert sind. Ähnlich verhält es sich bei den Ursachen: 63 der 83 Artikel (75,9 %), in denen Ursachen genannt werden, sind faktenbetont, während nur 20 meinungsbetonte Artikel (24,1 %) auf Ursachen eingehen.

Diskussion und Schlussfolgerung

Was sagen uns die Ergebnisse darüber, wie der metajournalistische Risikodiskurs im Fall Relotius zur Legitimation journalistischer Autorität beitragen kann? Es scheinen sich zwei Strategien abzuzeichnen: Als erste Strategie stellen Journalist*innen Risiken prominent dar und benennen überwiegend interne Ursachen, während sie gleichzeitig strategisch ihre fortwährende Stellung als Autorität zu rechtfertigen scheinen, indem sie das Risiko hauptsächlich Relotius als individuellem journalistischen Akteur zuschreiben. Relotius dient hier offenbar als schwarzes Schaf, dem man die Schuld zuweisen und somit klarstellen kann, warum Rezipierende dennoch weiterhin darauf vertrauen sollten, dass der Journalismus im Allgemeinen trotz des Skandals an akzeptierten Normen und Praktiken festhält. Damit stärkt er die eigene Autoritätsposition (vgl. auch Carlson 2017): 14; Tong 2018: 257; Vos/Thomas 2018: 2003). Dieser metajournalistische Diskurs dient so als eine Art »paradigm repair« mit der Journalist*innen der Krise begegnen (vgl. auch Carlson 2014: 36, 2016: 351f., 2017: 82ff.; Haas 2006: 350f.; Hindman 2005: 226f.; Koliska/Steiner 2019: 1156; Vos/Thomas 2018: 2003).

Das Anführen anderer interner Gründe, der Kontext journalistischer Produkte und die Anzahl der selbstreflexiven Artikel stellen als zweite Strategie eine weitergehende Antwort dar, die über eine bloße Schuldzuweisung an Relotius hinausgeht. Auch wenn sie weniger stark ausgeprägt ist, deutet diese Strategie doch darauf hin, dass sich einige deutsche Zeitungsjournalist*innen der tiefergehenden Probleme bewusst und bereit sind, durch Selbstreflexion das Vertrauen ihres Publikums zu stärken bzw. zurückzugewinnen. Dies versuchen sie, indem sie ihre Bereitschaft und Fähigkeit demonstrieren, sich an akzeptierte Normen und Praktiken zu halten und so ihre Autorität legitimieren (vgl. auch

Carlson 2017: 14; Tong 2018: 257; Vos/Thomas 2018: 2003). Die Tatsache, dass in einigen Artikeln das Reportageformat als journalistische Ausdrucksform erörtert wird, scheint die Normen und Praktiken des Journalismus nicht grundsätzlich in Frage zu stellen, sondern vielmehr Mängel daran zu beleuchten und damit ihre allgemeine Bedeutung zu bekräftigen – eine weitere Form von »paradigm repair« (vgl. Hindman 2005: 227). Gestützt wird diese Interpretation auch durch den insgesamt leichten Rückgang des Vertrauens in Nachrichten in Deutschland von 2018 auf 2019, nicht nur in den *Spiegel*, was möglicherweise auf den Fall Relotius zurückzuführen ist (vgl. Newman et al. 2019: 85f.). Dieser Rückgang scheint deutschen Journalist*innen durchaus bewusst geworden zu sein (z. B. Hertreiter 2018), was wiederum den beschriebenen selbstreflexiven Diskurs erklären könnte.

Beide Strategien innerhalb des metajournalistischen Risikodiskurses könnte man als Versuche seitens Journalist*innen deuten, ihre Vertrauenswürdigkeit zu demonstrieren. Einerseits wird Schuld zurückgewiesen und betont, dass generell Normen und Praktiken eingehalten werden; andererseits werden zwar mögliche weiter verbreitete Mängel eingestanden, ohne aber die Normen und Praktiken wirklich in Frage zu stellen und so eine Bereitschaft zur stetigen Weiterverbesserung zu demonstrieren. Insgesamt deuten die Ergebnisse darauf hin, dass die Journalist*innen den Rezipierenden vermitteln wollen, dass die Normen und Praktiken weiterhin gelten und generell eingehalten werden – und dass damit die journalistische Autorität legitimiert ist –, wenn auch mit Optimierungspotenzial. Erstaunlich ist jedoch, wie selten die Rezipierenden selbst als Opfer benannt werden, obwohl sie von den Folgen eines solchen Skandals stark betroffen sind.

Diese Studie hat auch ihre Limitationen. Die große Zahl der Artikel, in denen Risiken thematisiert werden, ist sicherlich darauf zurückzuführen, dass es beim Fall Relotius um Täuschungen und Fälschungen ging. Das macht die Darstellung von Risiken wahrscheinlicher als im Normalfall, wenn der metajournalistische Diskurs nicht von einem solchen Skandal getrieben wird. Dennoch bietet der Fall interessante Einblicke in den journalistischen Legitimationsprozess sowie eine Operationalisierung, wie Risiken der Nachrichtenrezeption diskutiert werden können. Beides ließe sich auf den metajournalistischen Diskurs über Risiken in anderen Kontexten übertragen, auch außerhalb Deutschlands und im Hinblick auf unbeabsichtigte Risikoursachen. Des Weiteren hat *Der Spiegel* selbst vielleicht einen ganz anderen metajournalistischen Diskurs geführt als der hier aufgedeckte Diskurs der Tageszeitungen. Eine Untersuchung dieser sehr spezifischen Form der Selbstkritik wäre für künftige Forschungen interessant (z. B. Hindman 2005). Auch eine qualitative Analyse des metajournalistischen Diskurses über Risiken würde tiefere Einblicke in die hier aufgedeckten Strategien liefern. Letztlich würden eine Analyse von

Nutzer*innenkommentaren zu Artikeln mit metajournalistischem Diskurs über Risiken der Nachrichtenrezeption und eine Befragung von Journalist*innen, die einen solchen Diskurs generieren, die hier durchgeführte Inhaltsanalyse gut ergänzen. Solche Studien böten Aufschluss darüber, wie die Rezipierenden die journalistischen Legitimationsversuche ihrer Autorität in diesem Kontext bewerten und welche Absichten die Journalist*innen verfolgen, was einen Vergleich der beiden Standpunkte ermöglichen würde.

Zusammenfassend zeigt die vorliegende Studie, (1) wie sich Risiken der Nachrichtenrezeption operationalisieren und somit auch ihre Thematisierung im metajournalistischen Diskurs erfassen lassen, und (2) dass der Risikodiskurs in mehrfacher Hinsicht zur Legitimation der Autorität des Journalismus beizutragen scheint. Künftige Studien sollten den metajournalistischen Diskurs über die Risiken der Nachrichtenrezeption über den spezifischen Fall Relotius hinaus untersuchen, um besser ermitteln zu können, wie und mit welchem Erfolg Journalist*innen damit ihre Autorität in verschiedenen Kontexten zu legitimieren versuchen.

Danksagungen: Wir danken Valerie Hase für ihre Beiträge zum Projekt, Maren Wistoff für ihr Engagement bei der Kodierung und Chiara Oldach für ihre Hilfe bei der Datenanalyse. Außerdem möchten wir Bernd Blöbaum und Bernadette Uth für ihre hilfreichen Kommentare zu einer früheren Version dieser Arbeit danken. Diese Studie wurde im Rahmen des Graduiertenkollegs 1712 »Vertrauen und Kommunikation in einer digitalisierten Welt« der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert.

Über die Autorinnen

Laura Badura war in ihrer letzten akademischen Position wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Münster und Doktorandin im DFG-Graduiertenkolleg »Vertrauen und Kommunikation in einer digitalisierten Welt«. In ihrem Dissertationsvorhaben untersucht sie die Wahrnehmung journalistischen Risikos aus Sicht der Rezipierenden. Sie hat einen Master-Abschluss in Kommunikationswissenschaft und einen Bachelor-Abschluss in Journalismus und PR. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Journalismusforschung, Risikoforschung, Vertrauen und Medien, Nachrichtenkompetenz, Medienskepsis, Publikums- und Rezeptionsforschung. Kontakt: laura.badura@uni-muenster.de

Katherine M. Engelke, Dr., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Münster, wo sie 2017 in Kommunikationswissenschaft promoviert hat. Sie studierte Kommunikationswissenschaft und Politikwissenschaft an der Universität Münster. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Journalismusforschung, insbesondere im partizipativen Journalismus, und in der politischen Kommunikation sowie im Bereich Krisen und Medien. Kontakt: k.engelke@uni-muenster.de

Übersetzung: Kerstin Trimble

Literaturverzeichnis

Badura, Laura (2016): Riskante Rezeption Eine explorative Analyse zur Einschätzung der Risiken nachrichtenjournalistischer Berichterstattung aus Rezipientensicht. (Unveröffentlichte Masterarbeit). Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Deutschland. http://transfer.dgpuk.de/abstracts/riskante-rezeption/ (14. Juli 2021)

Badura, Laura; Engelke, Katherine M.; Hase, Valerie (14. Februar 2019): Incomplete, erroneous, and distorted information? The metajournalistic discourse about the risks of news media use for recipients. ECREA Journalism Studies Conference. European Communication Research and Education Association (ECREA). Wien.

Bennhold, Katrin (2018): After German journalism scandal, critics are 'Popping the Corks'. In: *The New York Times*, 20. Dezember 2018. https://www.nytimes.com/2018/12/20/world/europe/der-spiegel-claas-relotius.html (12. Juli 2021)

Blöbaum, Bernd (2014): Trust and journalism in a digital environment (Arbeitspapier). In: *Reuters Institute for the Study of Journalism*, 2014, S. 1-66.

Burkhardt, Steffen (2015): *Medienskandale. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse*.Köln: Herbert von Halem.

Carlson, Matt (2014): Gone, but not forgotten. Memories of journalistic deviance as metajournalistic discourse. In: *Journalism Studies*, 15(1), S. 33-47.

Carlson, Matt (2016): Metajournalistic discourse and the meanings of journalism: Definitional control, boundary work, and legitimation. In: *Communication Theory*, 26(4), S. 349-368.

Carlson, Matt (2017): *Journalistic authority. Legitimating news in the digital era*. New York: Columbia University Press.

Connolly, Kate (2018): Der *Spiegel* reporter who faked stories returns awards. In: *The Guardian*, 21. Dezember 2018. https://www.theguardian.com/world/2018/dec/21/sacked-der-spiegel-reporter-claas-relotius-returns-awards (14. Juli 2021)

Denner, Nora; Peter, Christina (2017): Der Begriff Lügenpresse in deutschen Tageszeitungen: Eine Framing-Analyse. In: *Publizistik*, 62(3), S. 273-297.

Doll, Martin (2012): *Fälschung und Fake. Zur diskurskritischen Dimension des Täuschens*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.

Eberwein, Tobias (2021): Sagen Sie, was sein könnte: Wahrheit und Fälschung im aktuellen Erzähljournalismus. Medienethische Überlegungen am Beispiel des Falls Relotius. In: Schicha, Christian; Stapf, Ingrid; Sell, Saskia (Hrsg.): *Medien und Wahrheit*. Baden-Baden: Nomos, S. 279-298.

Esser, Frank; Neuberger, Christoph (2018): Realizing the democratic functions of journalism in the digital age: New alliances and a return to old values. In: *Journalism*, 20(1), S. 194-197.

Fichtner, Ullrich (2018): *DER SPIEGEL* reveals internal fraud. In: *Der Spiegel*, 20. Dezember 2018. https://www.spiegel.de/international/zeitgeist/claas-relotius-reporter-forgery-scandal-a-1244755.html (14. Juli 2021)

Figenschou, Tine U.; Ihlebæk, Karoline A. (2019): Challenging journalistic authority. In: *Journalism Studies*, 20(9), S. 1221-1237.

Govaert, Charlotte; Lagerwerf, Luuk; Klemm, Céline (2019): Deceptive journalism: Characteristics of untrustworthy news items. In: *Journalism Practice*, 14(6), S. 697-713.

Grosser, Katherine M. (2016): Trust in online journalism. A conceptual model of risk-based trust in the online context. In: *Digital Journalism*, 4(8), S. 1036-1057.

Haas, Tanni (2006): Mainstream news media self-criticism: a proposal for future research. In: *Critical Studies in Media Communication*, 23(4), S. 350-355.

Hertreiter, Laura (2018): Fall Relotius beim »*Spiegel*«. Was sich gegen das Misstrauen tun lässt. In: *Süddeutsche Zeitung*, 21. Dezember 2018. https://sz.de/1.4260952 (14. Juli 2021)

Hettinga, Kirstie; Appelman, Alyssa; Otmar, Christopher; Posada, Alesandria; Thompson, Anne (2018): Comparing and contrasting corrected errors at four newspapers. In: *Newspaper Research Journal*, 39(2), S. 155-168.

Hindman, Elizabeth B. (2005): Jayson Blair, The New York Times, and paradigm repair. In: *Journal of Communication*, 55(2), S. 225-241.

Katzenberger, Vera; von der Wense, I (4. Juni 2019): Der Fall Claas Relotius. Eine erste Bestandsaufnahme der Berichterstattung in Print- und Onlinemedien. Vortrag im Rahmen des Kolloquiums »FORSCHende FRAUEN« 2019, Bamberg.

Kohring, Matthias (2004): *Vertrauen in Journalismus. Theorie und Empirie*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft

Koliska, Michael; Steiner, Linda (2019): Paradigm Repair. In: Vos, Tim P.; Hanusch, Folker (Hrsg.): *The international encyclopedia of journalism studie*s. Hoboken: Wiley-Blackwell, S. 1156-1162.

Lilienthal, Volker (2019): Schädliche Neigungen. In: *Message. Internationale Zeitschrift für Journalismus*, 2019. https://www.message-online.com/schaedliche-neigungen/ (14. Juli 2021)

Luhmann, Niklas (1979): *Trust and Power*. Hoboken: Wiley.

Lünenborg, Margreth; Medeiros, Débora (2020): Journalism as an affective institution. Emotional labor and the discourse on fraud at *Der Spiegel*. In: Arbeitspapier des SFB 1171 »Affektive Gesellschaften«, (3), 2020. https://www.sfb-affective-societies.de/publikationen/working_paper_series/wp-2020-03_luenenborg_medeiros_2020/index.html (14. Juli 2021)

Mayer, Roger C.; Davis, James H.; Schoorman, F. David (1995): An integrative model of organizational trust. In: *The Academy of Management Review*, 20(3), S. 709-734.

Menke, Manuel; Serong, Julia (2020): Der metajournalistische Diskurs um den Fall Claas Relotius: Ein kritisches Ereignis in Zeiten journalistischen Autoritätsverlusts. Vortrag auf der 65. Jahrestagung der DGPuK, München.

Neverla, Irene (2019): Medienkritik und Medienjournalismus. Über Herausforderungen der (Selbst-)Reflexion in der mediatisierten Gesellschaft. In: *Commnuicatio Socialis*, 52, S. 7-18.

Newman, Nic; Fletcher, Richard; Kalogeropoulos, Antonis; Kleis Nielsen, Rasmus (2019): Reuters Institute Digital News Report 2019. In: *Reuters Institute for the Study of Journalism*, 2019. https://www.digitalnewsreport.org/survey/2019/ (15. Juli 2021)

Reinemann, Carsten; Huismann, Jana (2007): Beziehen sich Medien immer mehr auf Medien? Dimensionen, Belege, Erklärungen. *Publizistik*, 52(4), S. 465-484.

Renn, Ortwin (2007): Zugänge zum Thema Risiko. Eine multidisziplinäre Betrachtung. In: Hartung, Freia (Hrsg.): *Risiko. Streitgespräche in den wissenschaftlichen Sitzungen der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 15. Dezember 2006 und am 22. Juni 2007.* Berlin: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, S. 11-18.

Schultheis, Emily (2019): *Der Spiegel* made up stories. How can it regain readers' trust? In: *The Atlantic*, 10. Januar 2019. https://www.theatlantic.com/international/archive/2019/01/der-spiegal-fabrication-scandal-global/579889/ (15. Juli 2021)

Schultz, Tanjev (2019): Passt Fiktionalität in den Journalismus? Nein, Fiktionalität passt nicht in den Journalismus. Über den Unterschied von fiktionalem und faktualem Erzählen. In: *Journalistik*, 1, S. 70-77.

Shoemaker, Pamela J.; Reese, Stephen D. (2014): *Mediating the message in the 21st century. A media sociology perspective*. New York, London: Routledge.

Spurlock, Jefferson (2016): Why journalists lie. The troublesome times for Janet Cooke, Stephen Glass, Jayson Blair, and Brian Williams. In: *ETC: A Review of General Semantics*, 73(1), S. 71-76.

Statista (2019): Überregionale Tageszeitungen in Deutschland nach verkaufter Auflage im 2. Quartal 2019. In: *Statista*, 2019. https://de.statista.com/statistik/daten/studie/73448/umfrage/auflage-der-ueberregionalen-tageszeitungen/ (15. Juli 2021)

Tong, Jingrong (2018): Journalistic legitimacy revisited. In: *Digital Journalism*, 6(2), S. 256-273.

Usher, Nikki (2018): Re-thinking trust in the news: a material approach through »Objects of Journalism«. In: *Journalism Studies*, 19(4), S. 564-578.

Uth, Bernadette; Badura, Laura; Blöbaum, Bernd (2021): Perceptions of trustworthiness and risk. How transparency can influence trust in journalism. In: Blöbaum, Bernd (Hrsg.): *Trust and Communication. Findings and implications of trust research*. Cham: Springer, S. 61-81.

Vos, Tim P.; Thomas, Ryan J. (2018): The discursive construction of journalistic authority in a post-truth age. In: *Journalism Studies*, 19(13), S. 2001-2010.

Voit, Nora M. M. (2019): Sagen, was ist? Eine qualitative Framing-Analyse des metajournalistischen Diskurses zum Fall Relotius. Ludwigs-Maximilians-Universität, München, Deutschland. http://transfer.dgpuk.de/abstracts/sagen-was-ist/ (14. Juli 2021)

Wahl-Jorgensen, Karin; Williams, Andrew; Sambrook, Richard; Harris, Janet; Garcia-Blanco, Iñaki; Dencik, Lina; Cushion, Stephen; Carter, Cynthia; Allan, Stuart (2016): The future of journalism. Risks, threats and opportunities. In: *Journalism Studie*s, 17(7), S. 809-815.

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
HERBERT VON HALEM VERLAG
Heft 1/2022, S. 59-63
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X
DOI: 10.1453/2569-152X-12022-12027-de

Essay

Marcel Franze

Das hybride Hochschulsystem sollte eine differenzierte Honorierungskultur haben

Weiterbildungen für die Lehre als Währung

***Abstract*: Universitäten und (Fach-)Hochschulen sind Lehr- und Forschungseinrichtungen. Disziplinen wie die Journalistik stehen dadurch mit einem Bein im Feld der Wissenschaft, mit dem anderen im Feld der Berufsvorbereitung und -qualifikation. Besonders deutlich wird dieses hybride Spannungsfeld beim Thema Theorie-/Praxisintegration. Das Hochschulpersonal bekommt in diesem Kontext zu wenig Aufmerksamkeit. Wer Ressourcen in Lehre und Lehrkompetenz investiert, wird dafür kaum honoriert: Harte Währung sind wissenschaftliche Publikationen und Drittmittelprojekte. Der vorliegende Text ist ein Plädoyer für eine differenzierte Honorierungskultur.**

Universitäten und (Fach-)Hochschulen sind Lehr- und Forschungseinrichtungen. Sie stehen in einem hybriden Spannungsfeld: Mit dem einen Bein im Feld der Wissenschaftsdisziplin, mit dem anderen im Feld der Berufsvorbereitung und Berufsqualifikation. Eine zentrale Frage für die Disziplin der Journalistik ist hierbei die Theorie-/Praxisintegration. Diese Integration ist nach Bergmann und Pörksen »das entscheidende Bildungs- und Ausbildungsversprechen der Journalistik« (Bergmann/Pörksen 2007: 18). Sie wurde von Anfang an in der hochschulgebundenen Journalismusausbildung angestrebt (vgl. Altmeppen 2005: 144). In den 1970er Jahren nahm die Diskussion in Deutschland erstmals richtig Fahrt auf. So forderte eine Kommission aus Wissenschaft, Verlagen, Journalist*innengewerkschaften und Vertreter*innen des Staates im »Neuen Memorandum« unter anderem eine vierjährige Hochschulbildung und Curricula, die praktische Journalistik und ein allgemeines gesellschaftswissenschaftliches Grundstudium verbinden (vgl. Deutscher Presserat 1973).

Im Grundsatz ging es bei der Reform darum, die Ausbildung aus der alleinigen Verfügungsgewalt der Verlagseigentümer*innen zu lösen (vgl. Knoche 1975: 145; siehe auch Aufermann/Elitz 1975). Das »Neue Memorandum« war ein wichtiger Kick-Off für die Weiterentwicklung und Ausgestaltung der Journalistik (vgl. Hömberg 2010). Rund um die Thematik der Theorie-/Praxisintegration sind wichtige Diskussionen um Kompetenzvermittlung (stellvertretend vgl. Weischenberg 1990), Qualitätsmodellentwicklung (stellv. vgl. Nowak 2007), Didaktik (stellv. vgl. Dernbach/Loosen 2012), Definitionsarbeit (stellv. vgl. Blöbaum 2000; Streitbörger 2014) und die konkrete Ausgestaltung von integrativen Lehrveranstaltungen (stellv. vgl. Blöbaum 2008; Haller 2012) geführt worden.

Hochschulpersonal im Spannungsfeld

Es fällt auf, dass das Hochschulpersonal in diesen Diskussionen wenig Aufmerksamkeit bekommt. Bezogen auf Fachhochschulen und deren Rolle in der Journalismusausbildung betont Nowak, wie wichtig die Aktualisierung des eigenen Wissens für die Lehrenden und Professor*innen ist. Allerdings liegen »Untersuchungen über die Ausstattung, Personalstruktur oder Ausbildungsleistung staatlicher Fachhochschulen […] nicht vor, sodass hier keine differenzierteren Aussagen getroffen werden können« (Nowak 2019: 114). Immerhin ergibt die Potenzanalyse, dass Fachhochschulen durch Struktur und Umfeld grundsätzlich gute Voraussetzungen mitbringen, alle journalistischen Kompetenzbereiche in der Ausbildung zu berücksichtigen, wenngleich sie sich auch in der Theorie-/Praxisintegration unterscheiden (vgl. ebd. 115f). Klaus et al. erörtern für das Fach Medien- und Kommunikationswissenschaft, dass grundsätzlich mehr Praxis im Studium gewünscht ist, jedoch Studierende, Lehrende, Absolvent*innen und Arbeitgeber*innen ein divergierendes Verständnis von Praxisbezug haben (vgl. Klaus et al. 2015: 163).

Auf die Frage, wie eine Lehrveranstaltung konzipiert sein sollte, um eine bestmögliche Theorie-/Praxisintegration zu gewährleisten, spricht sich Blöbaum für medienpraktische Projekte aus, die die Lernformen Projekt, Übung und Experiment kombinieren, auf Teamarbeit ausgerichtet sind und einen hohen Interaktionsgrad zwischen Lehrenden und Lernenden haben (vgl. Blöbaum 2008: 659.) Haller plädiert für Lehrredaktionen, die mit ausreichender Frequenz ein Medienprodukt für Leser*innen, Hörer*innen, Zuschauer*innen produzieren und dies permanent im Rezipient*innenmarkt testen (vgl. Haller 2012: 52).

Für die Umsetzung solcher Lehrveranstaltungen müssen Lehrende enorme Ressourcen investieren und über ein breites Skillset verfügen, welches mit Verweis auf Nowak auch aktuell gehalten werden muss. Leider gibt es im hybriden System hierfür wenig extrinsische Anreize. Wer Zeit und Arbeit in die

Konzeption von Lehrveranstaltungen und den Aufbau der nötigen Fähigkeiten investiert, wird dafür vom System zu wenig belohnt. Die Mitarbeiter*innen stehen mitten im hybriden Spannungsfeld zwischen Lehr- und Forschungseinrichtung. Der Großteil der Beschäftigten – egal ob wissenschaftliche Mitarbeiter*in, Lehrkraft für besondere Aufgaben oder Professor*in – forscht und lehrt. Gerade hinsichtlich der Theorie-/Praxisintegration sollte dies eigentlich förderlich sein. Allerdings wird das nicht gleichwertig honoriert. Die harte Währung für Anerkennung, finanzielle Förderung und Karriereförderung sind wissenschaftliche Publikationen und die Einwerbung von Drittmitteln. Es besteht ein permanenter Anreiz, wenn nicht sogar Druck, den persönlichen Einsatz für die Lehrvorbereitung, -gestaltung und den Aufbau didaktischer und pädagogischer Fähigkeiten so gering wie möglich zu halten, um möglichst viele Ressourcen in die Forschung stecken zu können. Hinzu kommt, dass der Mittelbau zumeist befristet und in Teilzeit beschäftigt ist, was zusätzlichen Zeitdruck erzeugt.

Lösungsvorschlag Weiterbildungen

Die Journalistik muss sich, wie viele andere Disziplinen auch, folgende Frage stellen: Sollte nicht ein differenziertes Anreiz- und Honorierungssystem etabliert werden, das gleichberechtigt das Spannungsfeld zwischen Lehre und Forschung, bzw. Wissenschaftsdisziplin und Berufsvorbereitung abbildet? Ist es nicht im Interesse der Disziplin, Engagement für die Lehre und Leistungen in der Wissenschaft gleichermaßen anzuerkennen, bspw. im Bewerbungsprozess? Es fehlt hierfür jedoch eine äquivalente Währung analog zu wissenschaftlichen Publikationen. Erste Schritte gibt es: Anreize bieten zum Beispiele die Evaluation der Lehrveranstaltungen durch Studierende und die Auslobung von Lehrpreisen. Allerdings reicht das nicht aus.

Ein Lösungsansatz findet sich in der Wirtschaft. Hier sind zertifizierte Weiterbildungen in vielen Branchen Standard und teilweise sogar Voraussetzung für die Berufsausübung. Im Hochschulwesen sollten Weiterbildungen nicht zu Zugangsbeschränkungen zum Beruf werden, aber sie sollten in der Journalistik systematisch gefördert und honoriert werden. Ein Fundament existiert hierzu bereits. Weiterbildungsangebote zur Lehrentwicklung und -gestaltung, Pädagogik und Didaktik werden dem Personal quasi an jeder Hochschule gemacht. Auch gibt es Organisationen wie die Hochschulübergreifende Weiterbildung Niedersachsen (HüW), die zentral Weiterbildungsangebote entwickelt und den Hochschulen unterbreitet. Was fehlt, ist eine deutschlandweite Vereinheitlichung und Zertifizierung der Kursangebote und damit einhergehend eine Anerkennungskultur. Auch kann darüber nachgedacht werden, spezielle

Kursangebote für einzelne Disziplinen wie die Journalistik zu entwerfen. In diesem Zusammenhang sollte der Ausbau von E-Learning- und Self-Learning-Angeboten, wie es sie in großen, aber auch schon in mittelständischen Unternehmen seit Jahren gibt, weiter gefördert werden. Die Corona-Pandemie erweist sich in diesem Zusammenhang als Treiber.

Plädoyer

Ich plädiere für eine äquivalente Anerkennung von zertifizierten Weiterbildungen im Bereich Lehre gegenüber wissenschaftlichen Publikationen und der Drittmittelakquise, konkret bei Einstellungsprozessen und Karrieremöglichkeiten. Die flächendeckende Einführung dieser dritten ›Währung‹ ist schwierig und geht nur im Verbund von Universitäten, Hochschulen und Fachverbänden auf nationaler Ebene. Aber die Mühen sind es wert. Langfristig würde es die Qualität der Lehre steigern, wenn die Ressourcenaufwendung dafür honoriert wird. Der Journalistik wird es helfen, die so wichtige Theorie-/Praxisintegration und die vielen guten Ideen, die seit den 1970er Jahren aus den Diskussionen entstehen, besser umzusetzen. Ein hybrides Hochschulsystem sollte eine differenzierte Honorierungskultur haben.

Über den Autor

Marcel Franze (*1991), M.A., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für öffentliche Kommunikation der Ostfalia Hochschule Braunschweig/Wolfenbüttel und Doktorand am Institut für Kommunikationswissenschaft der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Er widmet sich in Lehre und Forschung dem praktischen Journalismus und der Journalismusforschung. Kontakt: m.franze@ostfalia.de

Literatur

Altmeppen, Klaus-Dieter (2005): Journalistenausbildung. In: Weischenberg, Siegfried; Kleinsteuber, Hans J.; Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Handbuch Journalismus und Medien*. Konstanz: UVK, S. 142-148.

Aufermann, Jörg; Elitz, Ernst (Hrsg.) (1975): *Ausbildungswege zum Journalismus: Bestandsaufnahmen, Kritik und Alternativen der Journalistenausbildung*. Wiesbaden: VS Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-322-85398-1

Bergmann, Jens; Pörksen, Bernhard (2007): Projektarbeit unter Marktbedingungen. Zur Integration von Theorie und Praxis in Lehrveranstaltungen der Journalistik. In: *Fachjournalist* (1), S. 16-24.

Blöbaum, Bernd (2000): *Zwischen Redaktion und Reflexion. Integration von Theorie und Praxis in der Journalistenausbildung.* Münster: Lit.

Blöbaum, Bernd (2008): Die hybride Disziplin. In: Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Paradoxien des Journalismus. Theorie - Empirie - Praxis; Festschrift für Siegfried Weischenberg*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 649-661.

Dernbach, Beatrice; Loosen, Wiebke (Hrsg.) (2012): *Didaktik der Journalistik*. Wiesbaden: VS Verlag.

Deutscher Presserat (1975): Neues Memorandum für einen Rahmenplan zur Journalistenausbildung. In: Aufermann, Jörg; Elitz, Ernst (Hrsg.): *Ausbildungswege zum Journalismus. Bestandsaufnahmen, Kritik und Alternativen der Journalistenausbildung*. Opladen: Westdeutscher Verlag (Studienbücher zur Sozialwissenschaft, Bd. 18), S. 286-302.

Klaus, Elisabeth; Dürager, Andrea; Kirchhoff, Susanne (2015): Mehr als der Gegensatz von Theorie. In: *Publizistik*, 60(2), 147-164. https://doi.org/10.1007/s11616-015-0231-y

Haller, Michael (2012): Didaktischer Etikettenschwindel? Die Theorie-Praxis-Verzahnung in der Journalistik. In: Dernbach, Beatrice; Loosen, Wiebke (Hrsg.): *Didaktik der Journalisti*k. Wiesbaden: VS Verlag, S. 45-57.

Hömberg, Walter (2010): Journalistenausbildung an Hochschulen – eine Erfolgsgeschichte? Eine Textcollage aus vier Jahrzehnten und ein Resümee. In: Eberwein, Tobias; Müller, Daniel (Hrsg.): *Journalismus und Öffentlichkeit*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 283-312.

Knoche, Manfred (1975): Ausbildungskonzepte des Deutschen Presserates und der Berufsorganisationen: Deutscher Journalisten-Verband und Deutsche Journalisten-Union. In: Aufermann, Jörg; Elitz, Ernst (Hrsg.): *Ausbildungswege zum Journalismus. Bestandsaufnahmen, Kritik und Alternativen der Journalistenausbildung.* Opladen: Westdeutscher Verl, S. 144-159.

Nowak, Eva (2019): Journalistenausbildung an staatlichen Fachhochschulen. In: Gossel, Britta M.; Konyen, Kathrin (Hrsg.): *Quo Vadis Journalistenausbildung?* Wiesbaden: Springer, S. 107-118. https://doi.org/10.1007/978-3-658-23123-1_6

Nowak, Eva (2007): *Qualitätsmodell für die Journalistenausbildung: Kompetenzen, Ausbildungswege, Fachdidaktik*. Dortmund: Eldorado. https://eldorado.tu-dortmund.de/bitstream/2003/24721/2/Dissertation.pdf (25.01.2022)

Streitbörger, Wolfgang (2014): *Grundbegriffe für Journalistenausbildung. Theorie, Praxis und Techne als berufliche Techniken*. Wiesbaden: Springer VS.

Weischenberg, Siegfried (1990): Das »Prinzip Echternach«. In: Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): *Journalismus & Kompetenz*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 11-41.

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
HERBERT VON HALEM VERLAG
Heft 1/2022, S. 64-72
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X
DOI: 10.1453/2569-152X-12022-12029-de

Debatte

Mandy Tröger

Was ist »Alternative Medienkritik«?

Eine Streitschrift für ein fundiertes Kritikverständnis

Abstract: **Im seinem Beitrag »Wie groß ist das ›Elend der Medien‹« führt Siegfried Weischenberg den Begriff »Alternative Medienkritik« (AMK) ein. Allerdings definiert er weder, was AMK sein soll, noch begründet er die Textauswahl, aufgrund derer er sie umreißt. Der folgende Text ist ein Versuch der Differenzierung: Zum einen wird der AMK-Begriff beleuchtet, seine Brauchbarkeit untersucht und in einer breiteren (Medien-)Kritik-Debatte verortet. Zum anderen werden Ansätze für eine wissenschaftlich fundierte Kritik der von Weischenberg besprochenen Beiträge geboten, und es werden Ideen vorgebracht, wie diese Kritik-Debatte in der Kommunikations- und Medienwissenschaft ihren Niederschlag finden kann.**

Im Beitrag »Wie groß ist das ›Elend der Medien‹« nimmt sich Siegfried Weischenberg vor, was in der Kommunikations- und Medienwissenschaft und Journalismusforschung bisher ignoriert wurde: eine wachsende (populärwissenschaftliche) Literatur der Medien- und Journalismuskritik, die allein schon deshalb nicht übergangen werden sollte, weil sie im öffentlichen Diskurs stetig an Bedeutung gewinnt (vgl. Bucher 2020).[1] Weischenberg nennt sie »Alternative Medienkritik« (AMK). Prominente Vertreter:innen sind, folgt man seiner Analyse, Autoren wie Michael Meyen (*Die Propaganda-Matrix*, 2021 und *Das Elend der Medien*, 2021), Markus Klöckner (*Der Zombie-Journalismus*, 2021 und *Sabotierte Wirklichkeit*, 2019) und der Rubikon-Herausgeber Jens Wernicke (*Lügen die Medien?*, 2017). Weischenberg bietet einen Überblick über deren Beiträge aus den vergangenen Jahren und positioniert sich gegen sie. Das ist verdienstvoll.

1 Dieser Text basiert auf Diskussionen, die ich im Rahmen des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft geführt habe, steht aber nicht für das Netzwerk als Ganzes. Er ist in Absprache mit Mitgliedern des Organisationsteams entstanden, dennoch bin allein ich für seinen Inhalt verantwortlich.

Allerdings definiert er weder, was AMK sein soll, noch begründet er die Textauswahl, aufgrund derer er sie umreißt. Auch positioniert er AMK nicht im Kontrast zu einem angenommen legitimen Gegenstück, das man intuitiv »Mainstream-Medienkritik« nennen könnte (in ihrem Editorial nennt Gabriele Hooffacker (2021) als Gegenstück »Professionelle Medienkritik« (S. 196)). Kurz: Weischenberg lässt offen, worüber genau er eigentlich schreibt. Gleichzeitig delegitimiert er eine Reihe kritischer Ansätze, wie etwa das Propagandamodell von Edward S. Herman und Noam Chomsky, die er unter der undefinierten AMK zusammenfasst.

Offen bleiben zudem Fragen, die uns in Anbetracht wachsender sozialer Spannungen beschäftigen sollten: Wodurch zeichnet sich Medien- und Journalismuskritik (als Teil breiter Gesellschaftskritik) aus? Warum ist sie nicht nur legitim, sondern auch wichtig? Und inwiefern können die von Weischenberg diskutierten Beiträge dazu animieren, ein Kritikverständnis zu etablieren, das den Herausforderungen der Gegenwart (Klimakrise, Monopolisierung digitaler Kommunikation etc.) gerecht wird? Ziel dieser Debatte sollte sein, differenzierte Kritikansätze zum Funktionieren und Versagen von Medien und Kommunikation in demokratisch-kapitalistischen Gesellschaften herauszuarbeiten. Denn nur ein fundiertes Kritikverständnis kann der politischen Instrumentalisierung von Medienkritik und damit ihrer Delegitimierung vorbeugen (zur Herleitung eines solchen Kritikbegriffs für die Kommunikations- und Medienwissenschaft und angrenzende Fächer siehe: van den Ecker/Tröger, i.E.).

Es folgt also ein Versuch der Differenzierung. Zum einen soll der AMK-Begriff beleuchtet, seine Brauchbarkeit untersucht und in einer breiteren (Medien-)Kritik-Debatte verortet werden. Zum anderen werden Ansätze für eine wissenschaftlich fundierte Kritik der von Weischenberg besprochenen Beiträge geboten, und es werden Ideen vorgebracht, wie diese Kritik-Debatte in der Kommunikations- und Medienwissenschaft ihren Niederschlag finden kann.

»Alternative Medienkritik«: Ein brauchbares Konzept?

Weischenberg definiert »Alternative Medienkritik« nicht. Über den gesamten Aufsatz verteilt, charakterisiert er aber Werke der postulierten AMK als »einseitig«, »eindeutig«, »kompromisslos«, »aggressiv« (S. 200), »sehr zugespitzt und auch ungerecht« (S. 207) und »polemisch« (S. 209). Nicht selten mache die AMK den »Generalvorwurf der Propaganda« (S. 200), das heißt, ihr liege ein »weitgefasster Propaganda-Begriff« (S. 213) zugrunde. Zudem betrieben AMK-Autoren eine »fundamentale Systemkritik« (S. 200), oftmals in Form einer »Generalabrechnung« (S. 200). Neben dem Thema Covid-19, bei dem AMK-Autoren »einen prinzipiell anderen Standpunkt als der ›Mainstream‹«

(S. 200) vertreten würden, seien zentrale Themen »die einseitige Kriegsberichterstattung und das, was man als ›kapitalistischer Komplex‹ bezeichnen könnte« (S. 201), also die gesellschaftliche »Durchsetzung der neoliberalen Ideologie« (S. 202). Letztlich zeichne sich AMK durch eine »selektive und auch redundante Kritik« (S. 211) aus, die »voller Zynismus« (S. 210) zu Werke gehe.[2]

Warum die so umrissene Art der Kritik das Etikett »alternativ« verdient, wird nur angedeutet. Zum einen scheint sie durch Nicht-Mainstream-Medien, also Blogs wie *multipolar* oder *Rubikon* (und dazugehörigen Verlag), produziert, um dann »multimedial«, auf »allen Kanälen« (S. 212) und durch »befreundet[e] Quellen« (S. 213) verbreitet zu werden. Da Weischenberg aber weder eine Definition noch Eingrenzung dieser Medien bietet und auch die Auswahl der besprochenen Beiträge nicht begründet, ist AMK hier schwer greifbar. Zum anderen scheinen die Art der Kritik (in Sprache und Stil) und deren Themen und politische Haltung (zu Corona, Krieg usw.) »alternativ« (oder nicht Mainstream) zu sein und so in die AMK-Klassifikation hineinzuspielen. Das (offenbar legitime) Gegenstück zur AMK wird nur bruchstückhaft umrissen als »ausgewogen« (S. 200) und als eine »systemkonforme Kritik« (S. 200), die »Relativierung und Differenzierung« (S. 200) biete. Versucht man dieses Gegenstück im Kontrast zur AMK-Charakterisierung herzuleiten, kommt eine kompromissbereite, gerechte und unpolemische Art der Kritik heraus, die keine Systemkritik ist.

Der Versuch der Begriffsdefinition verdeutlicht: Die von Weischenberg angebotene AMK-Klassifikation ist unbefriedigend bis unbrauchbar. Auf einer forschungspraktischen Ebene vermischt sie interessierende Aspekte und Ebenen der Medienkritik (behandelte Themen, politisch-ideologischer Standpunkt, Stil, Qualität). Auf einer zweiten analytischen Ebene werden weder die zugrunde liegenden Dynamiken der Produktion und Distribution erläutert, noch wird der Begriff »alternativ« thematisiert (siehe hierzu Hooffacker 2020).

Dabei täte eine qualitative Bestimmung der Begriffe »alternativ« und »Kritik« und deren historische Beziehung zueinander not. Folgt man beispielsweise Herbert Marcuses Abhandlung »The chance of the alternatives« aus dem Jahr 1964, bedingen beide sich gegenseitig. »Uncritical thinking derives its beliefs, norms, and values from existing thought and social practices, while critical thought seeks alternative modes of thought and behavior from which it creates a standpoint of critique« (Marcuse 1964, zit. nach Kellner 2007: xiv). »Alternativ« meint hier zuallererst also sozialistisch-linke System- und Fundamentalkritik. Dieses Begriffsverständnis lag der 1968er Bewegung zugrunde. Ihr Gegenstück, nach Marcuse, ist eine »affirmative Kritik«. In den 1970er Jahren etablierte sich »alternativ« als linker Gegenbegriff zu »bürgerlich«. Die Gründung der alternativen

2 Dank an Uwe Krüger, der diese Textanalyse erarbeitet und bei der Onlineveranstaltung KriKoWi:talks »›Alternative Medienkritik‹: Ein brauchbares Konzept von Siegfried Weischenberg?« am 15. Dezember 2021 vorgestellt hat.

tageszeitung (taz) im Jahre 1978 ist hier exemplarischer Ausdruck einer linken Gegenöffentlichkeit (Hooffacker 2020). Mit einer zunehmenden Entpolitisierung des Begriffs und der Adaption alternativer Medien an den Mainstream wurde der Begriff »alternativ« in den 1990ern durch verschiedene Gruppen besetzt. Heute wird er vor allem mit rechtspopulistischen Parteien wie »Alternative für Deutschland« assoziiert und sogenannte »Alternativmedien« werden in der Kommunikations- und Medienwissenschaft unter dem Aspekt rechter Gegenöffentlichkeiten diskutiert (vgl. Engesser/Wimmer 2009; Holt 2019).

Marisol Sandoval (2011) definiert alternative Medien hingegen vor allem als kritische Medien. Die Frage ist dann, wo »kritisch« im politischen Spektrum anzusiedeln ist (rechts, links, bürgerliche Mitte) und wie Kritik entsprechend ausformuliert wird. Sieht man nun auf die, wie Weischenberg sie nennt, »Propaganda-Schlacht um die Corona-Berichterstattung« (S. 199), in der AMK zentraler Bestandteil sein soll, wird klar: Kategorien wie »rechts« und »links« greifen nicht unterhinterfragt. Laut der Studie »Politische Soziologie der Corona-Proteste« (Nachtwey/Schäfer/Frey 2020) ist die Bewegung gegen Corona-Maßnahmen politisch divers. Die Bewegung sei:

> »vor allem durch eine tiefe *Entfremdung von Kerninstitutionen* der liberalen Demokratie zu charakterisieren. Der parlamentarischen Politik und den Parteien, der Wissenschaft und den Medien – allen Institutionen schlägt grosses [sic] *Misstrauen* entgegen. […] Die Kritiker:innen sehen sich in ihrer Abweichung vom Mainstream *verkannt* und *geächtet*; gleichzeitig werten sie sich und ihre Expertise im Vergleich zum Mainstream auf« [eigene Hervorhebung, M.T.] (Nachtwey et al. 2020: 62).

Folgt man dieser Charakterisierung, die hier nur teilweise wiedergegeben werden kann, bietet sie eine mögliche Blaupause, mittels derer man auch die Journalismus- und Medienkritik der von Weischenberg diskutierten Beiträge analysieren kann. Gemeinsamer Nenner der von ihm genannten Autoren ist die Kritik der Corona-Berichterstattung im Rahmen einer umfassenden (und eventuell einseitigen) Systemkritik. Mit dieser analytischen Einschränkung ist die Kategorisierung Weischenbergs nicht unbedingt fassbarer, auch begründet sie nicht seine Textauswahl. Aber sie bietet einen nicht-statischen Orientierungsrahmen für »normative Unordnung« (ebd.): Sie impliziert politische Diversität und macht den Weg frei, den sozialen Realitäten analytisch gerechter zu werden – zwischen etablierten (politischen) Kategorien hin zu definierenden Tendenzen einer Bewegung (Entfremdungserfahrung, Misstrauen etc.).

Kritik an der Kritik und mögliche Lösungsansätze

Durch die Unschärfen der AMK-Kategorisierung bietet Weischenberg einen (unkritischen) Rundumschlag gegen Medienkritik allgemein: Zum einen

delegitimiert er eine Reihe kritischer Ansätze der Medien- und Journalismusforschung, die er unter der undefinierten AMK zusammenfasst. Vor allem in Bezug auf das Propagandamodell überwiegt allerdings der Eindruck, dass eine ordentliche Lektüre der Literatur und der Vielzahl der Werke Chomskys einen differenzierteren Blick ermöglicht hätten.[3] Zum anderen folgt Weischenberg unhinterfragt den proklamierten Ansprüchen der kritisieren Autoren. Anders ausgedrückt: Nur weil Autor:innen für sich in Anspruch nehmen, auf Grundlage bestimmter theoretischer Perspektiven zu arbeiten, bedeutet das nicht, dass sie dies auch (gut) tun. Es sollten also weniger die Theorien als deren Anwendung im Fokus der Kritik stehen.

Mögliche Punkte, an denen sich die von Weischenberg besprochenen Beiträge fundiert diskutieren ließen, wären beispielsweise eine unterkomplexe Anwendung von Theorien, verkürzte Lesarten ganzer Werke oder ein eklektisches Zusammenschrauben simplifizierter Theoriekomplexe (vgl. Kannapin 2022). Im Rahmen einer möglichen Neuklassifizierung der Texte entsprechend der oben genannten Blaupause wäre zudem zu prüfen, inwiefern die von den Autoren betriebene Medien- und Journalismuskritik an der Corona-Berichterstattung tatsächlich von tiefen Entfremdungserfahrungen und Misstrauen in demokratische Institutionen zeugt. Wird explizit gegen einen Mainstream-Wissenschaftskanon (mit den ihm inhärenten Qualitätskriterien) angeschrieben und werten die Autoren dabei ihre Expertise als »verkannt« und »geächtet« (Nachtwey et al. 2020: 62) in Abweichung vom Mainstream auf? Und wenn ja, wie tun sie dies? In der Beantwortung dieser Fragen könnten die Okkupierung und/oder Instrumentalisierung bestimmter Begriffe (wie »alternativ« oder »kritisch«) oder der Gebrauch von Totalitäten und Verallgemeinerungen (der Journalismus, die Medien, die Eliten) untersucht und mit der Analyse anderer stilistischer Mittel, die Weischenberg als »polemisch« und »einseitig« definiert, in Beziehung gesetzt werden.

In diesem Zusammenhang scheint auch eine Analyse des Kritikanspruchs der Autoren nötig. Journalist Klöckner fordert laut Weischenberg vom »Journalismus unserer Zeit« beispielsweise »Sachlichkeit, Neutralität, Ausgewogenheit, Meinungsvielfalt« (Klöckner 2021: 11f., zit. nach Weischenberg), Kommunikationswissenschaftler Meyen möchte einen Beitrag zur »Zukunft des Journalismus« (von Mirbach/Meyen 2021: 10) leisten. Eine mögliche Frage wäre demnach, inwiefern die Autoren diesen Ansprüchen und Zielen gerecht werden (können), wenn sie im selben Atemzug vom »Zombie-Journalismus«, von »Schamlosigkeit« und »journalistische[r] Schande« (Klöckner 2021: 11f.)

3 Die Kritik am Propagandamodell ist reduktionistisch, die Sprache polemisch. So schreibt Weischenberg von Chomsky, der »verschwörungstheoretisch unterstellt« (S. 203) und der »Säulenheiliger« (S. 201) der AMK sei. Um auf diese und andere Vorwürfe einzugehen, bedarf es eines eigenen Artikels (siehe hierzu Florian Zollmanns Debattenbeitrag).

schreiben oder den Journalismus als »schwer krank«, »arbeitsunfähig und durchseucht von Politik am Tropf der Industrie« und nun »nach langem Siechtum« für »tot« erklären (Meyen 2021: Klappentext)? Impliziert die hier angewandte Sprache nicht doppelte Standards? Inwiefern ist Kritik, die sich solcher sprachlichen Mittel bedient, zielführend, wenn das Ziel tatsächlich ein konstruktives sein soll? Armin Scholl (2016) spricht in diesem Zusammenhang von instrumentalisierten Forderungen nach der »Liberalisierung der Öffentlichkeit«: Wenn Autor:innen »Vielfalt, Beteiligung, Repräsentanz, Toleranz« fordern, diese anderen aber nicht im selben Maße zugestehen, dann ginge es »schlicht um die Propaganda der eigenen Ziele« und um »die (eine) richtige Meinung«. Folgt man Scholl, ist die Frage also, inwiefern der Vorwurf des »Zombie-Journalismus« eine Instrumentalisierung der Forderung nach »Sachlichkeit, Neutralität, Ausgewogenheit, Meinungsvielfalt« impliziert. Das sind wichtige Fragen, denen Weischenberg nicht nachgeht, die sich aber für künftige Analysen anbieten.

Eine Debatte »alter, weißer Männer«?

In seinem Blogbeitrag »Siegfried Weischenberg und die AMK« widmet sich auch der angegriffene Michael Meyen (2021) dem Aufsatz Weischenbergs. Auffällig ist hier das Narrativ des Widerstands (Meyen als W3-Professor-Underdog und Sprachrohr kritischer Bürger:innen) sowie die Darstellung von Hintergründen, die nach Meyens Meinung Weischenbergs Kritik treiben. Das passiert auf einer individualisierenden bis persönlichen Ebene (mit Insider-Wissen), der faktisch kaum zu begegnen ist. Dadurch kann man sich aber auch des Eindrucks nicht verwehren, dass diese Debatte von den Ich-Narrativen alter weißer Männer getrieben ist.

Exemplarisch hierfür stehen zum einen der männliche AMK-Autoren-Pool, zum anderen die von diesen Autoren benutzten argumentativen Mittel. In Meyens Beiträgen (*Die Propaganda-Matrix* und *Das Elend der Medien*) beispielsweise stehen das »Ich« (sowie persönliche Motive) auf Seite eins, um dann in den jeweiligen Rollen (Akademiker, Forscher, Medienkritiker, Journalist, DDR-Bürger etc.) entsprechend dem jeweiligen Argument ausgespielt zu werden. Das ist nicht unbedingt schlecht. Wissenschaft (oder Produktion von Wissen) funktioniert nicht ohne Subjekt, und das wird hier transparent gemacht. Allerdings lässt sich mit persönlichen Motiven, Hintergründen und Rollen auf analytischer Ebene kaum argumentieren, vor allem dann nicht, wenn sie (wie im Fall Weischenberg) auf sich überschneidenden Ebenen (persönlich und analytisch) genutzt werden, um legitime Kritik zu entkräften, und wenn strukturelle (nicht die Summe individueller) Probleme im Zentrum des Interesses stehen.

Zusammenfassend lässt sich also sagen: Jede Kritik schwächelt an den Egos ihrer Autor:innen. Wenn im Mittelpunkt die (Re-)Produktion des Ichs steht und selbstbezogene Narrative die Argumentation zu treiben scheinen, ist das Indiz dafür, dass es sich um die Instrumentalisierung kritischer Perspektiven und die Übertragung privater Kämpfe in öffentliche Arenen handelt. Was zu einem gewissen Grad Grundlage jeder Kritik sein muss, kann durch die Übersteigerung des Ichs also kontraproduktiv werden. Auf der Strecke bleibt die Kritik selbst.

Weischenbergs Beitrag und die Diskussion über diesen sollten daher Anreiz bieten, unser Kritik- und wissenschaftliches Selbstverständnis zu schärfen und unsere Arbeit auf ihre gesellschaftliche Relevanz abzuklopfen. Denn die Kommunikations- und Medienwissenschaft sowie angrenzende Fächer sind im Zugzwang, wollen sie die Definitionsmacht über Lesart und Anwendung bestimmter (systemkritischer) Theorien und damit das Feld der Medienkritik zurückerobern. Es braucht ein fundiertes Kritikverständnis, das emanzipatorische Medienkritik in das Zentrum legitimer Gesellschaftskritik rückt, um den aktuellen Herausforderungen gerecht zu werden.

Folgt man beispielsweise dem Kritikverständnis des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft (van den Ecker/Tröger, i.E.), tritt eine ideale Medien- und Journalismuskritik für einen radikalen Pluralismus der Identitäten, Perspektiven und Meinungen zum Ziele kollektiver Emanzipation ein. Sie ist, nach Marcuse (1964 [2007]), nicht affirmativ, kann also auch Systemkritik sein. In der Analyse aktueller Gesellschaftsstrukturen distanziert sie sich von Reduktionismen, Dogmatismen und eröffnet Komplexität durch selbstreflexive Forschung, die auch selbstkritisch ist. Sie analysiert und kritisiert Leitmedien genau wie Alternativmedien und fragt nach den Ideologiekonstrukten beider. Sie nimmt also Medien- und Journalismuskritik in »alternativen Medien« (Kommerzialisierung und Vermachtung des Journalismus, einseitige Corona-Berichterstattung etc.) so ernst wie möglich, arbeitet deren Wahrheitsgehalt heraus und geht ihr mit wissenschaftlichen Methoden nach. Gleichermaßen fragt sie nach den Ideologien, die dieser Kritik zugrunde liegen, nach der jeweiligen Sprache zu ihrer Legitimation und den ihr inhärenten Machtverhältnissen (siehe hierzu auch van den Ecker 2021). Diesen Umriss einer idealtypischen Medien- und Journalismuskritik kann man befürworten oder nicht. Letztlich aber sollte jedwede Kritik-Diskussion nicht durch alte Grabenkämpfe bestimmt, sondern durch neue, theoretisch fundierte Perspektiven bereichert werden.

Über die Autorin

Mandy Tröger (PhD) ist Gastprofessorin am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover. Sie hat am Institute of Communications Research der Universität Illinois (USA) studiert und wurde dort 2018 promoviert. Seit November 2017 ist sie Mitglied des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft. Ihre Forschungs- und Publikationsschwerpunkte liegen in deutsch-deutscher Mediengeschichte und internationaler Kommunikation.

Literatur

Bucher, Hans-Jürgen (2020): Einführung – Medienkritik. Zwischen ideologischer Instrumentalisierung und kritischer Aufklärung. In: Ders. (Hrsg.): *Medienkritik. Zwischen ideologischer Instrumentalisierung und kritischer Aufklärung*. Köln: Herbert von Halem.

Engesser, Sven; Wimmer, Jeffrey (2009): Gegenöffentlichkeit(en) und partizipativer Journalismus im Internet. In: *Publizistik*, 54(1), S. 43-63. DOI: 10.1007/s11616-009-0024-2

Holt, Kristoffer (2019): *Right-Wing Alternative Media*. New York: Routledge.

Hooffacker, Gabriele (2020): Copycats oder innovativ und integrativ? Ein Vorschlag zur Beurteilung von »Alternativmedien«. In: *Journalistik*, 3(3), S. 250-261. DOI: 10.1453/2569-152X-32020-10982-de

Hooffacker, Gabriele (2021): Editorial. In: *Journalistik*, 4(3), S. 196-198. DOI: 10.1453/2569-152X-32021-11505-de

Kannapin, Detlef (2022): Unmögliche Ideologiekritik. Vom Scheitern des Mediendiskurses und seiner »Demokratisierung« . In: *Junge Welt*, 14. Januar 2022, S. 12. https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/artikel/418486.unter-medien-schweigen-die-musen-unm%C3%B6gliche-ideologiekritik.html

Marcuse, Herbert (1964 [2007]): *One-Dimensional Man*. 2. Aufl. London and New York: Routledge.

Meyen, Michael (2021): Siegfried Weischenberg und die AMK. In: *Medienrealität* 2021. https://medienblog.hypotheses.org/10078 (9.1.2022)

Nachtwey, Oliver; Schäfer, Robert; Frei, Nadine (2020): Politische Soziologie der Corona-proteste. *SocArXiv*. 20. Dezember 2020. DOI:10.31235/osf.io/zyp3f

Sandoval, Marisol (2011): Warum es an der Zeit ist, den Begriff der Alternativmedien neu zu definieren. In: Hüttner, Bernd; Leidinger, Christiane; Oy, Gottfried (Hrsg.): *Handbuch Alternativmedien 2011/2012*. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher, S. 24-36. http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/

article/256.warum-es-an-der-zeit-ist-den-begriff-der-alternativmedien-neu-zu-definieren.html (5.12.2021)
Scholl, Armin (2016): Zwischen Kritik und Paranoia: Wo hört Medienkritik auf und wo fangen Verschwörungstheorien an? Bundeszentrale für politische Bildung. https://www.bpb.de/dialog/netzdebatte/235319/zwischen-kritik-und-paranoia-wo-hoert-medienkritik-auf-und-wo-fangen-verschwoerungstheorien-an (1.12.2021)
van den Ecker, Marlen; Tröger, Mandy (2022, i. E.): Zum Kritikbegriff des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft. In: *Studies in Communication and Media*. Themenheft: Kritik (in) der Kommunikationswissenschaft, Proceedings.
Van den Ecker, Marlen (2021): Die alternative Mülltonne der Ideologie. Eine ideologiekritische Analyse alternativer Medien. Unveröffentlichte Masterarbeit. Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Soziologie.
Weischenberg, Siegfried (2021): Wie groß ist das »Elend der Medien«? In: *Journalistik*, 4(3), S. 199-217. DOI: 10.1453/2569-152X-32021-11778-de

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
HERBERT VON HALEM VERLAG
Heft 1/2022, S. 73-78
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X
DOI: 10.1453/2569-152X-12022-12031-de

Debatte

Alexis von Mirbach

Die elendige Parole zum Elend der Medien

Abstract: **Dass Siegfried Weischenberg und Michael Meyen eine Fehde führen, ist kein Geheimnis in der Kommunikationswissenschaft (vgl. Meyen 2021; Weischenberg 2012) und die einzig logische Erklärung, warum unser Buch *Das Elend der Medien* (von Mirbach/Meyen 2021) zu einem Feld namens Alternative Medien-Kritik (AMK) zählen soll. Die AMK sei einseitig, eindeutig, kompromisslos, aggressiv, scharf im Ton und lasse es ganz schön krachen, definiert Weischenberg. Dazu pflege die AMK Selbstreferenz im Rudel und errege durch Zuspitzung Aufmerksamkeit, »auch wenn das die Fakten nicht hergeben« (Weischenberg 2021a). Das (Spiegel-)Verkehrte an Weischenbergs Artikel in der *Journalistik* – nicht eines der Kriterien trifft auf das *Elend* zu.**

In einer ersten Rezension zum *Elend der Medien* wundert sich Weischenberg bei dem »starken Titel«, dass das Buch einen »erstaunlich milden Ton« anschlägt und Befragte später »durchaus differenziert« antworten (Weischenberg 2021b) und widerlegt sich damit selbst. Anders als Weischenberg erkennt, orientieren wir uns auch nicht an Noam Chomsky, sondern ganz allein an Pierre Bourdieu und seinem Klassiker *Das Elend der Welt* (vgl. Bourdieu et al. 1997). Von den 174 Literaturverweisen in der Einleitung sind drei Referenzen auf Bücher der sogenannten AMK gesetzt und eine auf Chomsky. Das entspricht 2,3 Prozent. Weischenberg ist neunmal zitiert. Dass das *Elend* selbstreferentiell mit der Sozialwissenschaft ist, zeigt allein schon der Publikationsort: Herbert von Halem. Ein renommierter Fachverlag, bei dem auch Weischenberg publiziert (vgl. Weischenberg et al. 2005). Ansonsten geht es im *Elend* in einem von elf Kapiteln um Protagonisten der AMK. Vier von insgesamt 40 Befragten: vom Chefredakteur über haupt- und ehrenamtliche Medienbeobachter bis hin zu »ganz normalen Menschen«, die das Vertrauen in den Journalismus verloren haben. Wir wollten erfahren, woher Medienkritik kommt, haben Leitfadeninterviews geführt und die Gesprächspartner durch Feldbeschreibungen im sozialen Raum verortet.

Neben den faktischen Fehlern in der *langue* (Schrift) entstehen durch Weischenbergs *parole* Lautbilder, die ebenso falsch sind. »Man sieht sich in der Tradition Bourdieus«. Nein, das *Elend der Welt* ist das Referenzwerk. Wenn sich ein Wissenschaftler Luhmann, Popper, Newton oder Kant zum Vorbild nimmt, heißt das nicht, dass er sich als deren Wiederkehr betrachtet. Meyen und Mirbach würden ihren Titel »mit einer persönlichen Erfahrung« verknüpfen, die die Leitlinie des Buches bilde. Weischenberg bezieht sich auf einen Skandal um Meyens Blog, den ich im Frühsommer 2020 ausgelöst habe (vgl. Krass 2020; Rötzer 2020). Im Prolog steht jedoch, dass die Idee des Titels ein halbes Jahr zuvor als Kooperationsprojekt in unserem Forschungsverbund Zukunft der Demokratie (ForDemocracy) entstand. Weischenberg fällt auf, dass im *Elend der Medien* wie in den »anderen einschlägigen Publikationen« nicht ›gegendert‹ wird (zählen dann *Süddeutsche Zeitung*, *Spiegel* und *Zeit* auch zur AMK?). Dafür machen bei uns die Initiatorin des Journalist*innenstreiks, ein syrischer Community-Journalist oder eine gehörlose BR-Journalistin Vorschläge, wie mehr Diversität im Journalismus möglich ist. Ein Kapitel ist dem Kurdistan-Aktivisten Peter Schaber von *The Lower Class Magazine* gewidmet. Ein progressiveres Frauenbild als im kurdischen Gesellschaftsideal gibt es kaum (vgl. Schamberger/Meyen 2018; Öczalan 2009). Oder die erste Moderatorin des *Aktuellen Sportstudios* und Erfinderin des Mitmach-Journalismus Carmen Thomas wirbt für spielerische Gender-Schöpfungen, um keine Reaktanz zu erzeugen (vgl. Thomas 1984; Thomas 2021). Und ja, im *Elend der Medien* kommt auch ein Impfpflichtgegner wie der Liedermacher Hans Söllner zu Wort. Als Feldforscher muss ich nicht die Standpunkte meiner Interviewten teilen und dazu dürfte diese Corona-Position nicht mal unserem Bundesjustizminister fern sein (ebenso wenig wie das zuvor angemahnte »Kiff-Bekenntnis«; Weischenberg 2021b). Bleibt als einziges Kriterium der AMK, ob der Titel eine Zuspitzung für Aufmerksamkeit ist. Nein: Bourdieu. Jetzt könnte ich noch fragen, warum sich Weischenberg für seine Überschrift das Buch mit der mildesten Medienkritik herauspickt, aber wichtiger ist ein Fehler, der für die gesamte Journalismusforschung relevant ist.

Vom double blind zum triple

Weischenberg schreibt, dass der »auffällige Widerspruch« zwischen dem beklagten Neoliberalismus des Mainstreams und der empirisch »gut belegten Tatsache« einer »Linkslastigkeit« in den politischen Einstellungen von Journalisten weder thematisiert, noch aufgelöst sei. Weischenberg verweist auf seine repräsentative Journalistenbefragung (vgl. Weischenberg et al. 2006; dazu auch Hanitzsch et al. 2020). Er könnte sich die Antwort selbst geben, wenn er die Ergebnisse in sein bekanntes Zwiebelmodell einordnen würde

(vgl. Weischenberg 1992). Die »Zwiebel« zeigt, dass Journalismus nicht nur im Rollenkontext, sondern auch in Normen-, Struktur- und Funktionskontexten entsteht. Dass also neben den persönlichen Einstellungen der Journalisten auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen wie ökonomische und politische Imperative auf die Berichterstattung einwirken. In der internationalen Journalismusforschung ist der Widerspruch lange aufgelöst: Mitte der 1980er-Jahre taucht in den USA der Befund auf (ganz ähnlich wie bei der Mainzer Schule um Noelle-Neumann), dass die linksorientierten, radikalen und entfremdeten Journalisten das politische System gefährden (vgl. Lichter 1986; Kepplinger 1979). Unter anderen antwortet der Neo-Institutionalist Herbert Gans: »Selbst wenn diese Einstellungen vorherrschend wären, würden sie durch die professionellen Werte, Nachrichtenroutinen, Normen und organisatorischen Einflüsse neutralisiert.« (Gans 1985: 29; vgl. Preston 2009: 35ff.)[1] Der Zwist, ob »Mr. Gates« aus der Pionierstudie der Journalismusforschung seine Meinung in der Nachrichtenauswahl durchsetzt (vgl. White 1950) oder welche anderen Faktoren die Berichterstattung dominieren, ist gut tradiert (vgl. Shoemaker/Reese 1992; McQuail 2000) und mittlerweile in rund 100 Ländern vergleichend erforscht (vgl. Hanitzsch et al. 2019).

Wenn ein Forscher sich selbst und das Feld nicht reflektiert, spricht Bourdieu von einem *double blind* (vgl. Bourdieu/Waquant 1996). Was die *Elend*-Rezension zum *triple* macht (Pardon), ist, dass wir den vermeintlichen Widerspruch explizit aufnehmen. Ja, er ist sogar Dreh- und Angelpunkt der Einleitung und die Leitlinie des Buches, wie auch Weischenberg in einer ersten Rezension feststellt (vgl. Weischenberg 2021b). Den Widerspruch löse ich mit dem »Frame des Dritten Wegs« auf, der folgendes besagt: Die internationale Sozialdemokratie ist (wie auch die deutschen Grünen) in den 1990/2000er-Jahren zum Neoliberalismus hin konvertiert. Durch die Homologie sozialer Felder im sozialen Raum hat das grün-rot-journalistische Milieu die »Umkehrung« mitvollzogen (vgl. Bourdieu 1992, Bourdieu 2004). Ein Beispiel ist Gabor Steingart, der für die Grünen einst im Stadtrat saß und später als *Spiegel*-Ressortleiter die Agenda 2010 wohlwollend begleitete. Nur ein Prominenter von Journalisten, die vermutlich Grün oder SPD gewählt haben, aber neoliberal sind.

Was die Folgen der neoliberalen Konterrevolution (Restauration) im öffentlichen Raum sind, prognostiziert Bourdieu in den 1990ern mit »wissenschaftlicher Sicherheit«: Entmutigte Menschen werfen sich den erstbesten Demagogen hin, Gewaltausbrüche, »Ausländerfeindlichkeit« und chiliastische Träumereien (Bourdieu 2004: 67, vgl. Bourdieu et al. 1997: 428). Krisen*symptome*, nicht erst seit Corona. Wir übertragen Bourdieu auf den Journalismus. Doch Weischenberg

1 Eigene Übersetzung; der englische Originaltext lautet: »even if journalists held such personal beliefs or values, these are effectively neutralised by the prevailing professional values, newsmaking routines and norms and organisational constraints in US media«.

sucht im *Elend der Medien* verschwörungstheoretisch wirkende Zitate und übergeht damit die Botschaft. Unsere Parole lautet: Die Vertrauenskrise in Journalismus (und Demokratie) ist keine Folge von Desinformation, sondern hat ihren Ursprung in der Organisation des Mediensystems selbst. Die exponentiell beklagten Falschnachrichten aus dem Netz fallen auf einen Nährboden, den es zu ergründen gilt. Wir haben in dem Buch Ursachenforschung betrieben, etwa durch einen ausführlichen Feldforschungsbericht im südthüringischen AfD- und Corona-Hotspot Hildburghausen. Wer verstehen will, warum in Ostdeutschland das Thema Impfen kein medizinisches, sondern ein politisch leitmediales Problem ist, wird hier klüger (vgl. Fahrenholz 2021). Populisten oder »Impfgegner« sind nicht das eigentliche Problem der repräsentativen Demokratie, sie zeigen nur, dass sie eines hat. »Man wird die Demokratie gegen ihre Herausforderer schlecht verteidigen können, weil man sich darin eingerichtet hat, Ursache und Folge zu verwechseln«, meint der Politikwissenschaftler Philip Manow (Manow 2020: 226). Homolog gilt dieser Satz auch für die Medien.

Unser Buch ist in einem transdisziplinären vom Bayerischen Wissenschaftsministerium geförderten Forschungsverbund aus elf Teilprojekten entstanden (*ForDemocracy*, Laufzeit: 2018-2022).[2] Es ist ein Puzzlestück, um als Reaktion auf die Legitimationskrise der Demokratie durch mehr Bürgerbeteiligung neue Wege im gesellschaftlichen Zusammenleben zu finden. Wir haben diesen Reformgedanken, den Weischenberg vermisst, offensichtlich nicht groß genug herausgestellt. Wie in der Utopie-Entwicklung üblich, sammeln wir erst die Kritik an gesellschaftlichen Zuständen (deshalb der Untertitel: Schlechte Nachrichten für den Journalismus), anschließend geht es um Lösungen (vgl. Jungk/Müller 1981; Wright 2017). In dem Folgebuch zum *Elend* mit dem Titel *Medienträume* erarbeiten wir mit 30 Nutzern von Alternativmedien ein Bürgerbuch zur Zukunft des Journalismus. Wenn die Menschen, die den Corona-Maßnahmen kritisch gegenüberstehen, nicht öffentlich denken sollen, befinden wir uns in einem akademischen Grenzbereich. Unser Projekt ist gut begründete Basisarbeit an der Demokratie (vgl. Merkel 2003; Crouch 2004; Streeck 2013; Nanz/Leggewie 2016). Was dafür schadet, sind Rezensionen aus Fehde und bequemer Feld-Ferne. Wie »lebensweltlich« Demokratie, Medien und Forschung sein dürfen (vgl. Dewey 1916, Defila/Di Giulio 2018), werden wir auf einer Abschlusstagung des Forschungsverbunds am 28. Oktober 2022 diskutieren. Streit ist von den Gutachtern ausdrücklich gewünscht. Professor Weischenberg ist für eine Re-Replik herzlich eingeladen.

2 Siehe: ForDemocracy.de

Über den Autor

Alexis von Mirbach, Dr., (*1978) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der LMU München. Seine Forschungsschwerpunkte sind Medialisierung, Journalismusforschung und Medien-Utopien. Kontakt: alexis.mirbach@ifkw.lmu.de

Literatur

Bourdieu, Pierre et al. (1997): *Das Elend der Welt*. Studienausgabe. Konstanz: UVK.
Bourdieu, Pierre (1992): *Die Regeln der Kunst*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Bourdieu, Pierre, Waquant, Loïc J.D. (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Bourdieu, Pierre (2004): *Gegenfeuer*. Konstanz: UVK.
Crouch, Colin (2004): *Post-Democracy*. Cambridge: Polity Press.
Defila, Rico; Di Giulio, Antonietta (Hrsg.) (2018): *Transdisziplinär und transformativ forschen. Eine Methodensammlung*. Wiesbaden: Springer VS.
Dewey, John (1916): *Democracy and education. An introduction to the philosophy of education*. University Park, PA: The Pennsylvania State University.
Fahrenholz, Peter: Der Osten ist eigentlich überhaupt kein Impfgegner. Interview mit Bodo Ramelow. In: *Süddeutsche Zeitung* am 15. Dezember 2021.
Gans, Herbert (1985): Are US Journalists Dangerously Liberal? In: *Columbia Journalism Review*, 24, S. 29 - 33.
Hanitzsch, Thomas et al. (2019): *Worlds of Journalism: Journalistic Cultures Around the Globe*. New York: Columbia University Press.
Hanitzsch, Thomas et al. (Hrsg.) (2020): *Journalismus in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Wiesbaden: Springer VS.
Jungk, Robert; Müllert, Norbert R. (1981): *Zukunftswerkstätten. Mit Phantasie gegen Routine und Resignation*. Neu-Ulm: AG Spaak.
Kepplinger, Mathias (Hrsg.) (1979): *Angepasste Außenseiter. Was Journalisten denken und wie sie arbeiten*. Freiburg: Karl Alber.
Krass, Sebastian (2020): Ein Blog, der Unmut auslöst. In: *Süddeutsche Zeitung*, 25.Mai 2020.
Lichter, Robert S. et al. (1986): *The Media Elite*. Bethesda, MD: Adler & Adler.
Manow, Philip: *(Ent-)Demokratisierung der Demokratie*. Berlin: Suhrkamp 2020.
McQuail, Dennis (2000): *Mass Communication Theory*. Thousand Oaks, CA: Sage.
Merkel, Wolfgang et al. (2003): *Defekte Demokratie. Band 1: Theorie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Meyen, Michael: Siegfried Weischenberg und die AMK. In: *Medienrealität*, 28. November 2021, abrufbar unter https://medienblog.hypotheses.org/10078

von Mirbach, Alexis; Meyen, Michael (2021): *Das Elend der Medien. Schlechte Nachrichten für den Journalismus*. Köln: Herbert von Halem.
Nanz, Patrizia; Leggewie, Claus (2016): *Die Konsultative. Mehr Demokratie durch Bürgerbeteiligung*. Berlin: Wagenbach.
Öczalan, Abdullah (2009): *Die kapitalistische Zivilisation: Unmaskierte Götter und nackte Könige. Manifest der demokratischen Zivilisation*. Band II. Münster: Unrast-Verlag.
Preston, Paschal (2009): *Making the News. Journalism and News Cultures in Contemporary Europe*. London/New York: Routledge, S. 35-38.
Rötzer, Florian: SZ schließt sich Kampagne gegen linken Kommunikationswissenschaftler an. In: *Telepolis*, 30. Mai 2020.
Thomas, Carmen (1984): *Hallo Ü-Wagen. Rundfunk zum Mitmachen. Erlebnisse und Erfahrungen*. Berlin: List Paul Verlag.
Thomas, Carmen (2020): *Reaktanz – Blindwiderstand erkennen und umnutzen. 7 Schlüssel für ein besseres Miteinander*. Asslar: Adeo Verlag.
Schamberger, Kerem; Michael Meyen (2018): *Die Kurden. Ein Volk zwischen Unterdrückung und Rebellion*. Frankfurt/M.: Westend.
Shoemaker, Pamela; Reese, Stephen D. (1992): *Mediating the Message: Theories of Influence on Mass Media Content*. White Plains: Longman.
Streeck, Wolfgang (2013): *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Vilsmaier, Ulli; Lang, Daniel J. (2014): Transdisziplinäre Forschung. In: Heinrichs, Harald; Michelsen, Gerd (Hrsg.): *Nachhaltigkeitswissenschaften*. Berlin, Heidelberg: Springer Spektrum.
Weischenberg, Siegfried (1992): *Journalistik. Medienkommunikation: Theorie und Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Weischenberg, Siegfried et al. (2005): *Handbuch Journalismus und Medien*. Köln: Herbert von Halem.
Weischenberg, Siegfried et al. (2006): *Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die deutschen Journalisten*. Konstanz: UVK.
Weischenberg, Siegfried (2012): *Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt. Theorien und Querelen – eine andere Fachgeschichte*. Wiesbaden: Springer VS.
Weischenberg, Siegfried (2021a): Wie groß ist das ›Elend der Medien‹? Ein Bericht zur ›alternativen‹ Kritik des Journalismus – aus Anlass einer Sammlung von Stimmen (auch) zur Propaganda-Schlacht um die Corona-Berichterstattung. In: *Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung*, 4(3), S. 199-217.
Weischenberg, Siegfried (2021b): Alexis von Mirbach, Michael Meyen: Das Elend der Medien. In: *rezensionen:kommunikation:medien*, 22. September 2021, abrufbar unter https://www.rkm-journal.de/archives/22964
White, David M. (1950): The »Gate Keeper«: A Case Study in the Selection of News. In: *Journalism Quarterly*, 27(4), S. 383-390.
Wright, Erik O. (2017): *Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus*. Berlin: Suhrkamp.

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
HERBERT VON HALEM VERLAG
Heft 1/2022, S. 79-87
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X
DOI: 10.1453/2569-152X-12022-12033-de

Debatte

Florian Zollmann

Von wissenschaftlicher Relativierung und Differenzierung

Warum Siegfried Weischenbergs Einschätzung von Noam Chomskys Propaganda-Ansatz falsch ist

Abstract: **Siegfried Weischenberg erachtet Noam Chomskys Propaganda-Ansatz als wegweisend für eine Alternative Medien-Kritik (AMK). Laut Weischenberg fehle es der AMK an Ausgewogenheit sowie wissenschaftlicher Relativierung und Differenzierung. Wie der folgende Beitrag zeigt, ist Weischenbergs Abhandlung von Chomskys Propaganda-Ansatz fehlerhaft und nicht im Einklang mit der Fachliteratur. Dieses verzerrte Bild dient Weischenberg als Kulisse, vor der er eine kritische Medienforschung delegitimiert. Der Vorwurf mangelnder Relativierung und Differenzierung kann daher auch gegen Weischenbergs Kritik an Chomsky zu Felde geführt werden.**

Einleitung

In seinem Aufsatz »Wie groß ist das ›Elend der Medien‹?« (Journalistik 3/2021) tadelt Siegfried Weischenberg eine »Alternative Medien-Kritik (AMK)«, die »einseitig, eindeutig, kompromisslos und auch aggressiv« vorgehe (Weischenberg 2021: 200).[1] Publikationen, die Weischenberg der AMK zuordnet, stellten den »Generalvorwurf der Propaganda« an die Medien und hielten sich nicht an wissenschaftliche Standards wie »Relativierung und Differenzierung«

1 Eine detaillierte Auseinandersetzung mit Weischenbergs AMK-Begriff findet sich in Mandy Trögers Beitrag »Was ist eine alternative Medienkritik. Eine Streitschrift für ein fundiertes Kritikverständnis« in dieser Ausgabe.

(Weischenberg 2021: 200). Noam Chomsky sei, laut Weischenberg (2021: 201), »[d]er ›Säulenheilige‹ dieses Ansatzes«. Dies begründet er (2021: 201-202, 204) damit, dass ein im Jahr 1997 von Chomsky gehaltener Vortrag in dem von Jens Wernicke (2017) herausgegebenen Sammelband *Lügen die Medien?* veröffentlicht wurde; dass Chomsky auch in anderen Veröffentlichungen der AMK positive Erwähnung finde; und dass die Autoren*innen der sogenannten AMK einen »dominierenden Propaganda-Ansatz«, der Chomsky zugeschrieben wird, verwendeten. Auch bezeichnet Weischenberg (2021: 204) Chomsky als »alternativen Medienkritiker« und platziert ihn damit in die von ihm geschaffene Kategorie der AMK. Doch wie stichhaltig ist Weischenbergs Einschätzung von Chomskys Propaganda-Ansatz?

Staatspropaganda

Weischenberg (2021: 202) schreibt, was das Thema Krieg, Propaganda und Medien angehe, sei Chomsky »freilich kein unproblematischer Gewährsmann«, denn seine »zentrale These der ›Staatspropaganda‹« beziehe sich »auf die Vorgänge um den Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg im Jahre 1917«.

Bereits diese Einschätzung ist fraglich. Chomskys Arbeiten zum Thema Propaganda behandeln zwar auch den Ersten Weltkrieg, zentraler Ausgangspunkt seines Propaganda-Ansatzes ist allerdings eine Analyse der institutionellen Strukturen der Gesellschaft und Massenmedien in den USA (vgl. Chomsky 1989; Herman/Chomsky 2008).

Dennoch fokussiert Weischenbergs (2021: 202) Kritik auf das, was er als Chomskys Behandlung des US-Eintritts in den Ersten Weltkrieg ausgibt: »Dabei habe es sich, so behauptet er [Chomsky], um eine von langer Hand vorbereitete Propaganda-Aktion interessierter Kreise aus Politik und Wirtschaft gehandelt, mit dem Ziel, die Kriegs-Phobie der Bevölkerung zu unterlaufen. Die habe Präsident Woodrow Wilson nur benutzt, um gewählt zu werden.« Laut Weischenberg (2021: 203-204) habe Chomsky »verschwörungstheoretisch unterstellt«, dass »schon zu Beginn des Ersten Weltkrieges« ein »›Masterplan‹ des Weißen Hauses«, in den Krieg einzutreten, existierte. Und: Die USA hätten dann mittels eines Komitees für Öffentlichkeitsinformation (auch Creel-Kommission genannt) versucht, die auf Frieden eingestimmte Bevölkerung zu beeinflussen. Auf dieser Sichtweise basiere Chomskys »ganzes Gebäude der Genese von Propaganda und Public Relations«, so Weischenberg, und diese »Manipulationsthese« leite »bis heute die Diskurse der AMK« (Weischenberg 2021: 204).

Vieles von dem, was Weischenberg hier schreibt, wird Chomsky in den Mund gelegt. In den von Weischenberg zitierten Texten hat Chomsky (2010 [2006], 2017) nicht geschrieben, dass es schon zu Beginn des Ersten Weltkrieges einen

Masterplan der US-Administration gegeben habe, in den Krieg einzutreten. Auch hat Chomsky nicht behauptet, Wilson habe die Kriegsmüdigkeit der Bevölkerung nur benutzt, um wiedergewählt zu werden. Schließlich hat Chomsky ebenfalls nicht geschrieben, dass Kreise aus Politik und Wirtschaft den Kriegseintritt lange geplant hätten. Folgendes steht in Chomskys (2010 [2006]: 25) Buch *Media Control*:

> »Beginnen wir mit der ersten modernen Propagandaoperation einer Regierung. Sie fand während der Amtszeit von Woodrow Wilson statt, der 1916 mit dem Slogan ›Frieden ohne Sieg‹ zum Präsidenten der USA gewählt worden war. Zu der Zeit, Mitte des Ersten Weltkriegs, war die amerikanische Bevölkerung äußerst pazifistisch gesonnen und sah keinen Grund, sich in einen europäischen Krieg hineinziehen zu lassen. Die Regierung Wilson hatte sich jedoch auf den Kriegseintritt festgelegt und musste nun etwas gegen die friedfertige Stimmung unternehmen. Es wurde eine Propaganda-Agentur, die so genannte Creel-Kommission, auf die Beine gestellt, der es innerhalb von sechs Monaten gelang, die Bevölkerung in eine hysterische Begeisterung zu versetzen.«[2]

Die von Chomsky dargelegten Fakten sind unumstritten: Wilson wurde 1916 mit Hilfe einer Friedensplattform für eine zweite Amtsperiode zum US-Präsidenten gewählt und initiierte nach dem Kriegseintritt der USA im April 1917 eine beispiellose Propagandakampagne mit dem Ziel, die pazifistisch gestimmte Bevölkerung auf Krieg zu trimmen (vgl. Elter 2005; Hamilton 2020; Jackall/Hirota 1995).

Weischenberg (2021: 204) bemängelt des Weiteren Chomskys historische Einordnung der US-Propagandakampagne des Ersten Weltkriegs: »Die zentrale Botschaft lautet dabei, mit Hilfe der inszenierten Kriegshysterie sei die Lawine von Beeinflussung losgetreten worden, welche für Jahrzehnte die Zeitläufte in den USA und Europa bestimmt habe.«

Chomsky sieht tatsächlich eine anhaltende Relevanz in den damaligen Entwicklungen: Die erfolgreiche US-Propagandakampagne habe Hitler beeindruckt, woraufhin Deutschland im Zweiten Weltkrieg sein eigenes Propagandasystem errichtet habe (Chomsky 2017: 116). Auch argumentiert Chomsky, die US-Wirtschaftswelt habe, als Resultat der aus ihrer Sicht positiven Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, die PR-Industrie aufgebaut, um einer voranschreitenden formalen Demokratisierung (Ausweitung des Wahlrechts und Gewerkschaftswesens), mittels Propaganda entgegenzuwirken (2017: 116-117, 2010 [2006]: 25-26).

2 Weischenberg (2021: 202) baut sein Argumentationsgerüst auf folgendem Satz auf, der Chomsky (2017: 116) in dem in Wernickes (2017) Band veröffentlichten Vortrag zugeschrieben wird: »Doch er [Wilson] hatte von Anfang an vor, in den Krieg einzutreten« (Chomsky zitiert nach Weischenberg 2021: 202). Betrachtet man Chomskys Diskussion der Propaganda im Gesamtkontext, dann spielt es gar keine Rolle, zu welchem Zeitpunkt sich Wilson für einen Kriegseintritt entschieden hatte. Außerdem hat Chomsky in der Originalversion seines Textes die Phrase »von Anfang an« (englisch: »from the outset«) gar nicht gesagt. Die Übersetzung dieses Satzes in Wernicke Buch ist fehlerhaft. Chomsky (1997) sagte im Originaltext lediglich, Wilson »beabsichtigte« in den Krieg zu ziehen (»But he was intending to go to war.«). Weischenberg hätte daher gut daran getan, sich Chomskys Originaltext anzuschauen.

Diese Sichtweisen sind nicht kontrovers: Hitlers Propaganda fand Inspiration bei den in den USA entwickelten Kommunikationstechniken (vgl. Dudley 1947: 107). Wirtschaftspropaganda wurde unter Vorreiterrolle der USA in liberalen Demokratien systematisch angewendet (vgl. Carey 1997; Fones-Wolf 1994). Ein prominentes Beispiel ist die Propagandakampagne der Brennstoffindustrie, die Zweifel schürte, um den Zusammenhang zwischen industriellem Kohlendioxidausstoß und der Erderwärmung zu vernebeln (vgl. Oreskes/Conway 2011). Auch heutige Propagandatechniken gehen auf den Ersten Weltkrieg zurück. So schreibt John Maxwell Hamilton (2020: 14) über die »tiefgreifende und beständige Gefahr für die US-Demokratie, die aus dem Ersten Weltkrieg erwuchs – die Etablierung allgegenwärtiger und systematischer Propaganda als ein Instrument des Staates«.[3] Hamilton (2020: 14) bemerkt über das im Ersten Weltkrieg gegründete Komitee zur Öffentlichkeitsinformation: Bis zu diesem Zeitpunkt hätte nichts dergleichen existiert und das Komitee könne als Blaupause für den »Informationsstaat« angesehen werden, der heute in Kriegs- und Friedenszeiten bestehe.

»Manufacturing Consent«

Weischenberg bemängelt zudem Chomskys Verhandlung von Walter Lippmann, bei der, angeblich »ohne weitere Belege«, Lippmanns »Rolle als Propagandist des ›manufacturing consent‹« im Vordergrund stehe (Weischenberg 2021: 204).

Chomsky (2017: 117) argumentiert in der Tat, Lippmann sei »Mitglied der Creel-Kommission« gewesen und habe dann in Veröffentlichungen gesagt, »dass es in der Demokratie eine neue Kunst gebe, die er ›die Herstellung von Konsens‹ nennt«. Politische Führer seien in der Lage »Konsens zu fabrizieren und so die Wahlmöglichkeiten und Einstellungen der Menschen derart zu beschränken, dass sie letztlich immer nur gehorsam tun werden, was man ihnen sagt, obwohl sie formal – zum Beispiel über Wahlen – selbst am System teilhaben« (Chomsky 2017: 118). So sehe laut Lippmann »eine echte Demokratie aus, die funktioniert, wie es sich gehört«, schreibt Chomsky (2017: 118), »[d]as ist die Lehre, die er aus den bisherigen Erfahrungen mit Propaganda zieht«.

So hat Chomsky (2017: 117) in dem in Wernickes (2017) Buch abgedruckten Vortrag argumentiert, in dem auch auf das mit Edward S. Herman gemeinsam verfasste Buch mit dem an Lippmann angelehnten Titel *Manufacturing Consent* (vgl. Herman/Chomsky 2008) verwiesen wird. Dies hat er ausführlich belegt: Zuschreibungen und Literaturbelege, die Lippmanns Bild von einer durch Eliten

3 Dieses sowie die Zitate von Bernays, Snow und Lazarsfeld und Merton weiter unten im Text wurden vom Autor aus dem Englischen übersetzt.

gesteuerten Demokratie weiter bestätigen, finden sich in eben diesem Buch (vgl. Herman/Chomsky 2008: IL, 330). Chomsky hat an anderer Stelle bewiesen, wie die einflussreichen Intellektuellen Lippmann, Edward Bernays, Harold D. Lasswell und Samuel Huntington ähnliche elitäre Annahmen zur Funktionsweise der Demokratie vertraten (vgl. 1982: 60ff., 1989: 16-20). So schrieb etwa Bernays (2005 [1928]: 54), der auch in der Creel-Kommission tätig war und als ein Gründer moderner Public Relations angesehen wird, in seinem Standardwerk *Propaganda*: »Es war natürlich der erstaunliche Erfolg der Kriegspropaganda, der die Augen der intelligenten Minderheiten, über die Möglichkeiten in allen Lebensbereichen das öffentliche Bewusstsein zu reglementieren, öffnete.« Nancy Snow (2010: 82) schreibt, die USA hätten nach dem Ersten Weltkrieg, »angeführt von Bernays, die Herausforderung von Propagandakampagnen angenommen, um öffentliche Unterstützung für die amerikanische Lesart der Demokratie herzustellen«. Und weiter: »In den 1930er Jahren arbeitete Bernays mit der US-Konzernwelt, um das amerikanische Volk zu überzeugen, dass soziale Bewegungen und Arbeitnehmerrechte eine Gefahr für die amerikanische Geschäftswelt und im Gegenzug auch für die amerikanischen Lebensweise waren« (Snow 2010: 83).

Das alles übergeht Weischenberg, der sich nicht die Mühe macht, Chomskys Hauptwerke[4] zum Thema Propaganda zu diskutieren oder sie in den Kontext der Arbeiten anderer Propagandaforscher*innen zu stellen, gleichzeitig aber moniert, dass ein auf einem Vortrag basierender Aufsatz nicht genug Belege enthalte (vgl. Weischenberg 2021: 204).

Das Propagandamodell

Schließlich kritisiert Weischenberg (2021: 204) Chomsky dafür, nicht auf andere Aspekte von Lippmanns Werk einzugehen. Lippmann habe darauf hingewiesen, dass Nachrichten und Wahrheitsfindung klar voneinander abgegrenzt werden müssten, was »den Journalismus in gewisser Weise von übertriebenen Ansprüchen« entlaste (Weischenberg 2021: 204).

Dies ist eine strittige Annahme, denn viele Journalisten*innen sehen Wahrheitsfindung als Teil ihres Berufsethos und Selbstverständnisses an (vgl. Kovach/Rosenstiel 2003). Wie ausgewogen und wahrheitsgetreu die journalistische

4 Weischenberg (2021: 202) verweist lediglich in Fußnote 5 auf Herman und Chomskys (2008) Klassiker *Manufacturing Consent*. Chomskys (1989) anderes wichtiges Werk zum Thema, *Necessary Illusions*, bleibt unberücksichtigt. Bei dem von Weischenberg verwendeten Buch *Media Control* (Chomsky 2010 [2006]: 241) handelt es sich um eine Neuauflage, die Kapitel aus Chomskys Werken *Media Control* (2002, englischsprachige Fassung) und *Necessary Illusions* (1989) vereint. Allerdings wurden bei der von Weischenberg verwendeten deutschen Ausgabe von *Media Control* substanzielle Kürzungen des in *Necessary Illusions* verwendeten Anhangs, der mehr als die Hälfte des Buches ausmacht und eine detaillierte methodologische und historische Dokumentation beinhaltet, vorgenommen (vgl. Chomsky 2010 [2006]: 241).

Berichterstattung über politische Ereignisse berichtet, ist auch ein wichtiger Aspekt des Propagandamodells, das 1988 von Edward S. Herman und Chomsky (2008) hergeleitet und in zahlreichen quantitativen und qualitativen Fallstudien untersucht wird. Herman und Chomsky verwenden dabei vergleichende Inhaltsanalysen, um zu zeigen, wie ähnliche Sachverhalte in den Massenmedien, je nach politischer Zweckmäßigkeit, mit Doppelstandards behandelt werden. Das Propagandamodell wird von Weischenberg allerdings nicht ernsthaft berücksichtigt. Das ist bemerkenswert, denn Herman/Chomskys Propagandamodell wird nicht nur in zahlreichen Studien verwendet (vgl. Chomsky 1989; Edgley 2015; DiMaggio 2009; Edwards/Cromwell 2018; Klaehn 2002, 2003; Krüger 2019; MacLeod 2020; Mauch 2020; Pedro-Carañana et al. 2018; Pötzsch 2020; Zollmann 2017), sondern ist auch ein wichtiger Aspekt von Chomskys Propagandaforschung. Lediglich im Abstract des Textes verweist Weischenberg (2021: 199) auf Chomskys »›Propagandamodell‹, dessen Genese« er als »problematisch« ansieht. Weischenberg verwechselt hier allerdings Chomskys Ausführungen zur Staatspropaganda mit Herman und Chomskys Propagandamodell, das eine Kritik der institutionellen Strukturen der Massenmedien vornimmt und auf der weitläufig bekannten Gatekeeper-Forschung aufbaut (vgl. Herman 1986). Dieser Fehler ist ein Indikator für die Art und Weise, wie Weischenberg Chomskys Arbeiten darstellt.

Schlussbemerkung

Wie ich schon 2019 feststellte, werden Propagandastudien über westliche Demokratien in den Kommunikationswissenschaften marginalisiert (vgl. Zollmann 2019a, b). Dabei hatten schon Paul F. Lazarsfeld und Robert K. Merton (1957 [1948]: 457-458) darauf hingewiesen, dass Propaganda in demokratischen Gesellschaften die »Stelle von direkteren Kontrollmitteln« eingenommen habe und dass »diese Veränderung in der Struktur sozialer Kontrolle eine gründliche Untersuchung verdient«. Lazarsfeld und Merton bezeichneten die Massenmedien als eine wichtige Institution der Propaganda, denn diese seien von mächtigen Wirtschaftsinteressen kooptiert worden (1957 [1948]: 457-458, 465). Chomsky ist einer der wenigen Forscher*innen, die eine solche Propagandaperspektive seit Jahrzehnten vorantreiben. Sicherlich sollten die Veröffentlichungen, die Weischenberg als »AMK« klassifiziert, einer kritischen Beurteilung unterzogen werden. So gibt es in der Tat eine historische Marginalisierung von Frauen oder Minderheiten im Feld der kritischen Medienforschung. Stattdessen nimmt Weischenberg eine willkürliche Kategorisierung vor, die eine Vielzahl unterschiedlicher Arbeiten in einen Topf wirft, auch weil manche von ihnen Chomsky zitieren oder vermeintlich ähnliche Felder untersuchen. Das

kann als ein Versuch angesehen werden, eine kritische Medienforschung zu delegitimieren. Ganz nach dem Motto: Sollte sich herausstellen, dass Chomskys Ausführungen auf einer falschen These beruhen, dann kann das auch für die Arbeiten angenommen werden, die Chomskys Linie zugeordnet werden. Dabei zeigt eine genauere Analyse, dass die Punkte, die zentral sind für Weischenbergs Vorhaben, Chomskys Propagandaabhandlung zu widerlegen, auf Fehldarstellungen und einer ungenügenden Auseinandersetzung mit der Fachliteratur basieren. Daher stellt sich die Frage, ob das, was Weischenberg als Chomskys Hauptthese der Propaganda ausgibt, eine Strohfigur ist. Anstatt sich mit den wissenschaftlichen Positionen auseinanderzusetzen, widerlegt Weischenberg ein von ihm selbst konstruiertes Argument, mit dem Ziel, Chomskys Propaganda-Ansatz auszumanövrieren. Weischenberg hält sich damit nicht an die von ihm selbst geforderten Standards der wissenschaftlichen Relativierung und Differenzierung.

Der Autor bedankt sich bei Stefanie Kappler, Uwe Krüger, Kerem Schamberger und Holger Pötzsch für Anmerkungen zu einer früheren Version dieses Textes.

Über den Autor

Florian Zollmann, Dr., ist Senior Lecturer in Journalism an der Newcastle University in Großbritannien. Zu seinen Schwerpunkten gehören Kriegsberichterstattung, kritische politische Ökonomie der Medien und Propaganda. 2017 erschien bei Peter Lang (New York) sein Buch *Media, Propaganda and the Politics of Intervention*, das Doppelstandards in der Medienberichterstattung zu internationalen Konflikten untersucht. Florian Zollmann hat umfassend zum Herman-Chomsky Propagandamodell veröffentlicht und ist außerdem Autor der zweimonatlich in dem Magazin *Publik-Forum Extra Leben* erscheinenden Medienkritik »Unterm Brennglas …«. Kontakt: florian.zollmann@newcastle.ac.uk

Literatur

Bernays, Edward (2005 [1928]): *Propaganda*. New York: IG Publishing.

DiMaggio, Anthony (2009): *When Media Goes to War: Hegemonic Discourse, Public Opinion and the Limits of Dissent*. New York: Monthly Review Press.

Dudley, Drew (1947): Molding Public Opinion through Advertising. In: *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science*, 250 (1), S. 105-112.

Carey, Alex (1997): *Taking the Risk out of Democracy: Corporate Propaganda versus Freedom and Liberty*. Urbana: University of Illinois Press.

Chomsky, Noam (1982): *Towards a New Cold War: Essays on the Current Crisis and How We Got There*. New York: Pantheon Books.

Chomsky, Noam (1989): *Necessary Illusions. Thought Control in Democratic Societies*. London: Pluto Press.
Chomsky, Noam (1997): What Makes Mainstream Media Mainstream. In: *Z Magazine*. 01.10.1997. https://zcomm.org/zmagazine/what-makes-mainstream-media-mainstream-by-noam-chomsky/ (23.01.2022).
Chomsky, Noam (2002): *Media Control. The Spectacular Achievements of Propaganda*. (2. Aufl., zuerst 1997). New York: Seven Stories Press.
Chomsky, Noam (2010) [2006]: *Media Control. Wie die Medien uns manipulieren*. (4. Aufl., E-Book, zuerst 2006). München: Piper.
Chomsky, Noam (2017): Der Mythos der freien Presse. In: Wernicke, Jens (Hrsg.): *Lügen die Medien? Propaganda, Rudeljournalismus und der Kampf um die öffentliche Meinung*. Frankfurt/M.: Westend Verlag, S. 107-122.
Edgley, Alison (Hrsg.) (2015): *Noam Chomsky*. London: Palgrave Macmillan.
Edwards, David; Cromwell, David (2018): *Propaganda Blitz: How the Corporate Media Distort Reality*. London: Pluto.
Elter, Andreas (2005): *Die Kriegsverkäufer. Geschichte der US-Propaganda 1917 - 2005*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
Fones-Wolf, Elizabeth A. (1994): *Selling Free Enterprise. The Business Assault on Labor and Liberalism*. Urbana und Chicago: University of Illinois Press.
Hamilton, John Maxwell (2020): *Manipulating the Masses. Woodrow Wilson and the Birth of American Propaganda*. Baton Ruge: LSU Press.
Herman, Edward S. (1986): Gatekeeper versus Propaganda Models: a Critical American Perspective. In: Golding, Peter; Murdock, Graham; Schlesinger, Philip (Hrsg.): *Communicating Politics. Mass Communications and the Political Process*. New York: Holmes & Meier, S. 171-196.
Herman, Edward S.; Chomsky, Noam (2008): *Manufacturing Consent. The Political Economy of the Mass Media.* (3. Aufl., zuerst 1988). London: The Bodley Head.
Jackall, Robert; Hirota, Janice M. (1995): America's first Propaganda Ministry. The Committee of Public Information during the Great War. In: Jackall, Robert (Hrsg.): *Propaganda*. Houndmills: Macmillan Press, S. 137-173.
Klaehn, Jeffery (2002): A Critical Review and Assessment of Herman and Chomsky's »Propaganda Model«. In: *European Journal of Communication*, 17(2), S. 147-182.
Klaehn, Jeffery (2003): Behind the Invisible Curtain of Scholarly Criticism: Revisiting the Propaganda Model. In: *Journalism Studies*, 4(3), S. 359-369.
Kovach, Bill; Rosenstiel, Tom (2003): *The Elements of Journalism. What People should know and the Public should expect*. London: Atlantic Books.
Krüger, Uwe (2019): *Meinungsmacht: Der Einfluss von Eliten auf Leitmedien und Alpha-Journalisten – eine kritische Netzwerkanalyse*. (2. Aufl.). Köln: Herbert von Halem.
Lazarsfeld, Paul F.; Merton, Robert K. (1957) [1948]: Mass Communication, Popular Taste and Organised Social Action. In: Rosenberg, Bernard; White, David

Manning (Hrsg.): *Mass Culture. The Popular Arts in America*. New York: The Free Press, S. 457-473.

MacLeod, Alan (2020): Manufacturing Consent in Venezuela: Media Misreporting of a Country, 1998-2014. In: *Critical Sociology*, 46(2), S. 273-290.

Mauch, Kim Kristin (2020): Agieren deutsche Medien gemäß dem Propagandamodell? Das Beispiel Bombardierungen von Krankenhäusern durch die USA und Russland. In: Krüger, Uwe; Sevignani, Sebastian (Hrsg.): *Ideologie, Kritik, Öffentlichkeit – Verhandlungen des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft*. Frankfurt/M.: Westend Verlag, S. 268-282.

Oreskes, Naomi; Conway, Erik M. (2011): *Merchants of Doubt. How a Handful of Scientists Obscured the Truth on Issues from Tobacco Smoke to Global Warming*. (E-Book). London: Bloomsbury.

Pedro-Carañana, Joan; Broudy, Daniel; Klaehn, Jeffery (Hrsg.) (2018): *The Propaganda Model Today. Filtering Perception and Awareness*. London: University of Westminster Press.

Pötzsch, Holger (2020): Monster oder Mitmensch? Der vampirische Andere in zwei Versionen von Francis D. Lawrences Film *I Am Legend*. In: Krüger, Uwe; Sevignani, Sebastian (Hrsg.): *Ideologie, Kritik, Öffentlichkeit – Verhandlungen des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft*. Frankfurt/M.: Westend Verlag, S. 136-142.

Snow, Nancy (2010): *Propaganda, Inc. Selling America's Culture to the World.* (3. Aufl., zuerst 1998). New York: Seven Stories Press.

Weischenberg, Siegfried (2021): How deep is the ›misery of the media‹? A report on »alternative« journalism criticism – gleaned from a collection of voices on the propaganda battle waging around Covid-19 coverage (and other things). In: *Journalism Research*, 4(3), S. 169-185.

Wernicke, Jens (Hrsg.) (2017): *Lügen die Medien? Propaganda, Rudeljournalismus und der Kampf um die öffentliche Meinung*. Frankfurt/M.: Westend Verlag.

Zollmann, Florian (2017): *Media, Propaganda and the Politics of Intervention.* New York: Peter Lang.

Zollmann, Florian (2019a): Bringing Propaganda Back into News Media Studies. In: *Critical Sociology*, 45(3), S. 329-345.

Zollmann, Florian (2019b): Ideologische Integration, massenmediale Täuschung. Zur Rolle von Propaganda in liberalen Demokratien. In: Krüger, Uwe; Sevignani, Sebastian (Hrsg.): *Ideologie, Kritik, Öffentlichkeit. Verhandlungen des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft*. Leipzig: Universität Leipzig, S. 228-252.

Journalistik. Zeitschrift für Journalismusforschung
HERBERT VON HALEM VERLAG
Heft 1/2022, S. 88-100
5. Jahrgang
ISSN 2569-152X

Rezensionen

Marlis Prinzing, Roger Blum (Hrsg.)(2021): *Handbuch Politischer Journalismus*. Köln: Herbert von Halem, 912 Seiten, 72,- Euro.

Rezensiert von Sascha Thürmann

Mit dem *Handbuch Politischer Journalismus* wagen Marlis Prinzing und Roger Blum nach eigener Aussage das »Experiment«, den Politischen Journalismus in modernen, europäischen Demokratien gesamthaft darzustellen (vgl. 17f.). Dass das angesichts der Vielfalt und der zentralen Bedeutung des Politischen Journalismus eine große Herausforderung darstellt, steht außer Frage. Denn bislang fehlt es im deutschsprachigen Raum an vergleichbaren Publikationen, wie die Herausgeber:innen auch selbst ausführen (vgl. 20).

Mit 124 Autorinnen und Autoren und fast 900 Seiten bietet das Buch nun eine bemerkenswerte Anzahl an aktuellen Beiträgen zu Theorien, Geschichte, Aufgabenfeldern und Merkmalen des Politischen Journalismus. Der Sammelband richtet sich dabei nicht ausschließlich an Studierende und Wissenschaftler:innen, sondern explizit auch an Publizierende, Journalisti:innen, Medien- und PR-Schaffende sowie Politiker:innen.

Ein Großteil der 22 Kapitel und 162 Beiträge befassen sich mit Grundlagen und Charakteristika des Politischen Journalismus, während Beiträge zu Theorien, Geschichte, Funktionen, Akteuren, Kanälen, Merkmalen, Beziehungsnetzen etc. rund zwei Drittel des Buches ausmachen. Dies zeigt, mit welcher Gründlichkeit die Gesamtheit des Politischen Journalismus erfasst werden soll.

Die interessanteren Beiträge dieses Buches sind diejenigen, die den Politischen Journalismus im Anwendungskontext thematisieren und dabei auf Erfahrungsberichte, Analysen und Handlungsvorschläge setzen. Als Leitlinie gelten hier die Thesen Roger Blums, die er in einem Essay mit dem Titel »Politischer Journalismus im angehenden 21. Jahrhundert« (vgl. 832ff.) zusammengestellt hat. Er wirft sechs ›Blicke‹ auf das Berufsfeld und versucht so, die aktuelle Position und Relevanz des Politischen Journalismus zu verdeutlichen. Der dabei vermutlich wichtigste Aspekt sind die politischen, ökonomischen und technologischen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts.

Ein deutlicher Bezug zu diesem Essay findet sich in dem Beitrag von Marlis Prinzing, die die ethischen und rechtlichen Pflichten des Journalismus vor ebendiesem Hintergrund thematisiert. Sie stellt klar, dass in einer Zeit, in der »Medien stärker denn je angefeindet werden« (833), eine Demokratie nur mit journalistischen Medien funktionieren kann, die »informieren, erklären, beobachten, kontrollieren und auch selber den Diskurs und die Meinungsbildung der Bürgerinnen und Bürgern (sic!) anstoßen« (533). Die Transformation in eine digitale Gesellschaft sei eine Herausforderung, die klassische Rollen von Journalist:innen verändere, aber auch spezifische Probleme nach sich ziehe. Prinzing appelliert, den Journalismus nicht mit allzu starken Sparmaßnahmen zu belegen. Diese würden unweigerlich zu einer kurzatmigen Berichterstattung führen und einen qualitäts- und verantwortungsorientierten Politikjournalismus gefährden (vgl. 555). Sie bedauert, dass vielen Redaktionen die Ressourcen für Analyse und tiefgründige Berichterstattung nicht mehr zur Verfügung stehen, was eine (kritische) Berichterstattung, die für eine demokratische Gesellschaft unabdingbar ist, zunehmend erschwert.

Das Kapitel »Fallstricke erkennen – Probleme des politischen Journalismus« kann als weitere theoretische Untermauerung des Essays von Roger Blum betrachtet werden. Politischer Parallelismus (Melanie Magin), Stereotypisierung (Martina Thiele), Geschlechterdisparität (Anja Maier), Komplexitätsreduktion (Beatrice Dernbach), Beschleunigung und Zeitdruck, Ressourcenmangel (Sonja Schwetje) und Skandalisierung (Hanne Detel) sind nur einige der Beispiele, die aufzeigen, welchen Schwierigkeiten der Politische Journalismus auch in sehr spezifischen Themenbereichen gegenübersteht.

Der letzte Teil des Buches stellt den Politischen Journalismus im gleichnamigen Kapitel auf den Prüfstand. In Interviews mit Vertreter:innen aus Wissenschaft und Praxis haben die Herausgeber:innen versucht zu ergründen, an welchen Stellen Handlungsbedarf besteht. Die Wissenschaft konstatiert übereinstimmend, dass die Hauptaufgabe des Journalismus in Kritik und Kontrolle bestehe, dies aber in der sogenannten Empörungsdemokratie des digitalen Zeitalters (vgl. 861) kein einfaches Unterfangen mehr sei. In dem zuvor beschriebenen Beitrag von Marlis Prinzing wurde beispielsweise gezeigt, dass häufig wenig sachgerecht über die AfD berichtet wird in dem Sinne, dass sich Journalist:innen nicht ausreichend (kritisch) mit dem Framing der Partei auseinandersetzen (vgl. 532). Ebendiese Aufklärung, Transparenz und Orientierung, also eine differenzierte Berichterstattung, sei aber Grundvoraussetzung für die Bildung öffentlicher Meinung in demokratischen Gesellschaften, so die Wissenschaftler:innen.

Die Praxis sieht dies ähnlich, wobei Journalismus hier auch als Anregung zum Weiterdenken verstanden und ihm somit Dialogfähigkeit attestiert wird. Als Gefährdung erachten die Praxisvertreter:innen die Unabhängigkeit

des Journalismus – von Politik, Wirtschaft, Medienkonzernen und Anzeigenkund:innen.

Fazit

Dass das Buch all jenen Journalist:innen gewidmet ist, die für ihre Arbeit ihr Leben ließen, berührt. So versteht sich der Band nicht nur als Handbuch, sondern auch als ein deutliches Plädoyer für den Politischen Journalismus. Der eingangs zitierten Aussage Peter van Burens, der Politische Journalismus sei tot, wird nicht nur widersprochen, sondern dieser Widerspruch auf fast 900 Seiten eindrucksvoll begründet.

Das Handbuch wird seinem selbst gesetzten Anspruch gerecht und zeigt die Funktion und Bedeutung des Politikjournalismus im 21. Jahrhundert auf. Dabei beschäftigt es sich nicht nur mit allgemeinen Fragen; vielmehr werden in zahlreichen Beiträgen auch Antworten und Lösungsvorschläge für bestehende Probleme geliefert. So betont beispielsweise Sonja Schwetje, Chefredakteurin von n-tv, in ihrem Beitrag (vgl. 654ff.), dass das Smartphone allgegenwärtiger Bestandteil unserer heutigen Gesellschaft geworden ist und Algorithmen darüber entscheiden, welche Informationen von wem an wen gelangen. Sie belässt es aber nicht bei der bloßen Aufzählung der Tatsachen, sondern beschreibt effektive Methoden wie Faktenchecks, Live-Verifizierungen und Quellenanalysen – probate Mittel, zunehmenden Desinformationsstrategien im Internet entgegenzuwirken. Es sind nicht zuletzt diese Erfahrungsberichte aus der Praxis, die das Buch so bereichernd machen. Das Beste beider Welten wird hier in einer bemerkenswerten Art und Weise miteinander verwoben und erinnert in Sorgfalt und Ausführlichkeit selbst an die Gütekriterien journalistischer Berichterstattung wie Faktentreue, Vollständigkeit und Aktualität.

Die Aktualität des Buches ist unbestritten und es wird eine klare Empfehlung ausgesprochen. Ob es mit einem Preis von 72,- EUR auch von Studierenden gekauft wird, ist jedoch fraglich. Bleibt zu hoffen, dass dieses Buch in zahlreiche Bibliotheksbestände von Universitäten und Hochschulen aufgenommen wird, um es speziell dieser wichtigen Leser:innenschaft zugänglich zu machen. Dass es bereits mit Erscheinen als Standardwerk für den Politischen Journalismus erachtet werden kann, zeigt, dass das »Experiment« der Herausgeber:innen gelungen ist.

Diese Rezension erschien zuerst in in rezensionen:kommunikation:medien, 10. Dezember 2021, abrufbar unter https://www.rkm-journal.de/archives/23107

Über den Rezensenten

Sascha Thürmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medienwissenschaft der Eberhard Karls Universität Tübingen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Rezeptions- und Wirkungsforschung im Fokus von Minderheiten und Diskriminierung. Zuvor hat er Öffentlichkeitsarbeit und Unternehmenskommunikation sowie Angewandte Kommunikationswissenschaft an der Fachhochschule Kiel studiert.

Jennifer Wladarsch (2020): *Metakommunikation und die Qualität des Journalismus*. Baden-Baden: Nomos, 339 Seiten, 69,- Euro.

Rezensiert von Fabian Prochazka

In digitalen Öffentlichkeiten steht das journalistische Angebot nicht mehr für sich allein. Wie Muscheln an einem Schiffsrumpf kleben sich nutzergenerierte Inhalte an Nachrichten: Kaum ein Artikel findet seine Leser:innen ohne Kommentare, Like-Zahlen oder eine freundliche Empfehlung aus der Familien-WhatsApp-Gruppe. Wie prägt diese ›Metakommunikation‹ die Qualitätsurteile von Rezipient:innen? Was macht es mit unserer Wahrnehmung vom Journalismus, wenn er uns ständig gemeinsam mit Meinungen anderer Menschen präsentiert wird? An diesen Fragen setzt das Buch von Jennifer Wladarsch an, das auf ihrer an der LMU München entstandenen Dissertation beruht.

Metakommunikation definiert Wladarsch als »Kommunikation, die [...] Kommunikation selbst zum Thema macht« (100). Sie kann deskriptiv oder evaluativ sein (mit oder ohne Wertung) und hat ihren Ursprung entweder im journalistischen Angebot (angebotsseitig) oder wird von außen an den Journalismus herangetragen (fremdseitig). Angebotsseitige Metakommunikation umfasst etwa Medienmarken, Hintergrundinformationen zum Artikel oder biographische Angaben von Journalist:innen. Fremdseitige Metakommunikation sind beispielsweise Nutzerkommentare, numerische Popularitätsindikatoren wie Likes und Shares oder Gespräche über Medien. Die theoretische Konzeption von Metakommunikation ist ein großer Verdienst der Arbeit, da Wladarsch hier ein übergeordnetes Konzept einführt, das unabhängig von technischen (Neu-) Entwicklungen ist und damit auch in Zukunft weitere Formen von Metakommunikation unter einem Dach vereinen kann. Dennoch wäre im Theorieteil eine systematische Zusammenstellung von Beispielen hilfreich gewesen, um klarer zu machen, was nun genau unter Metakommunikation fällt und was nicht.

Das Qualitätsurteil der Rezipient:innen systematisiert Wladarsch anhand von fünf Komponenten: Wertungssubjekt (Wer bewertet?), Wertungsobjekt (Was wird bewertet?), Wert (Anhand welcher Kriterien wird bewertet?), Wertprädikat (Wie wird es bewertet?) sowie Erwartung (Welche Bewertung wurde vorher erwartet?). Diese Einteilung ist hilfreich, weil sie die Beobachterabhängigkeit von Qualitätsurteilen in den Vordergrund rückt, ohne in der trivialen Feststellung zu enden, dass Qualität im Auge des Betrachters liegt. Wladarsch kann vielmehr überzeugend darlegen, dass unterschiedliche Akteure in unterschiedlichen Rollen oder Situationen unterschiedlich bewerten, ohne dabei ›richtig‹ oder ›falsch‹ zu liegen.

Die zentrale Forschungsfrage ist nun, wie Metakommunikation das Qualitätsurteil der Rezipient:innen über journalistische Inhalte beeinflusst. Sie steht im Fokus des dritten großen Theoriekapitels. Wladarsch fasst hier eine Fülle theoretischer Ansätze zusammen und ergänzt sie um empirische Ergebnisse aus der bisherigen Forschung. Zentral für die Wirkung angebotsseitiger Metakommunikation sind die Annahmen der Schematheorie: Metakommunikative Signale wie Medienmarke oder Ressort lösen bestimmte Schemata aus, die das Qualitätsurteil prägen. Bei der Wirkung fremdseitiger Metakommunikation wird vorwiegend sozialpsychologisch argumentiert: Menschen orientieren sich in ihren Qualitätsurteilen an den Aussagen bzw. Wertungen anderer Personen (deren Kommentare, Likes, etc.).

Insgesamt bietet der theoretische Teil fast alles auf, was die Kommunikationswissenschaft zu bieten hat: Wladarsch arbeitet sich von Kommunikations-Definitionen über Systemtheorie, Schweigespirale, Filterblasen und Two-Step-Flow bis zur Schematheorie. Dabei geht leider manchmal etwas der Überblick verloren, vor allem im dritten Theoriekapitel bleiben die exakten vermuteten Wirkmechanismen etwas unklar. Das ist allerdings verschmerzbar, da sich Wladarsch ihrem Gegenstand empirisch mit qualitativen Leitfadeninterviews nähert (es wird also nicht eine Theorie getestet).

Aus dem Theorieteil werden vier Forschungsfragen entwickelt, die die Interviewstudie leiten: 1) Welche Qualitätsansprüche stellen Nutzer:innen an journalistische Angebote im Internet? 2) Wie viel Aufmerksamkeit widmen sie der Metakommunikation? 3) Welche Rolle spielt Metakommunikation für Qualitätserwartungen und 4) Qualitätsbewertungen?

Das qualitative Vorgehen ist in diesem von Experimenten geprägten Forschungsbereich erfrischend und verspricht durch die kluge Methodenkombination neue Einblicke: Die Leitfadenerhebung (32 Interviews) wird ergänzt durch Medienstimuli und lautes Denken. Dabei nimmt Wladarsch im Methodenteil eine Eingrenzung auf nutzerseitige Metakommunikation vor, hier auf Nutzerkommentare, Beitragsrankings und numerische Popularitätsindikatoren (vgl. 185). Es ist sicher sinnvoll, diese Elemente besonders zu betrachten. Dennoch ist der Bruch zum Theorieteil deutlich: während Metakommunikation sehr umfassend definiert wurde und eine Fülle an Phänomenen umfasst, geht es letztlich empirisch um einige wenige Formen. Hier hätte eine breitere Herangehensweise womöglich noch spannendere Ergebnisse zutage gefördert, zumal im Ergebnisteil noch Raum gewesen wäre.

Von den Ergebnissen der Studie kann an dieser Stelle nur ein Teil wiedergegeben werden. Das Lesen von Kommentaren ist offenbar kaum habitualisiert und stark vom Themeninteresse sowie zeitlichen Faktoren abhängig, zugleich lesen eher junge und online-affine Nutzer:innen mit hohem Nachrichteninteresse die Kommentare. Aggregierte Popularitätsindikatoren (Likes,

Meistgelesen-Listen, etc.) scheinen die Befragten jedoch kaum zu interessieren bzw. eher beiläufig rezipiert zu werden. Meist geben die Befragten an, dass sie in den Kommentaren nach einer Bestärkung ihrer Meinung zum Artikel suchen. Kommentare wirken also wohl häufig eher verstärkend auf bestehende Qualitätsbewertungen. Nur in einigen Fällen geben die Befragten an, ihre Meinung zu einem Artikel aufgrund von Kommentaren geändert zu haben. Dies tun interessanterweise hauptsächlich Personen mit einer eher offenen Grundhaltung.

Abschließend entwickelt Wladarsch eine Typologie mit sechs Nutzertypen, die sich vorwiegend in der Nachrichtennutzung und der Ausrichtung ihrer Qualitätsurteile an Metakommunikation unterscheiden. So zeigen etwa die »Unabhängigen« eine hohe Orientierung am professionellen Angebot und ignorieren Metakommunikation weitgehend, die »Informationssuchenden« beobachten hingegen Meinungen und Verhalten anderer Nutzer:innen intensiv und beteiligen sich auch selbst an Diskussionen. Die »Social-Bubble-Consumer« nutzen Nachrichten überwiegend auf algorithmisch personalisierten Nachrichtenkanälen und richten ihr Qualitätsurteil ebenfalls stark an anderen Personen aus. Diese Typologie ist nochmal ein klarer Mehrwert der Arbeit, da sie plastisch macht, wie heterogen moderne Nachrichtennutzer:innen sind. Am Ende werden noch einige Hypothesen aus den Ergebnissen abgeleitet, die weiterführende (quantitative) Forschung prüfen kann.

Die Ergebnisse sind allesamt spannend und relevant, allerdings ist der Ergebnisteil mit knapp 70 Seiten im Vergleich zu Theorie und Methode (216 Seiten) etwas knapp. Zu den zentralen Forschungsfragen zum Einfluss von Metakommunikation auf die Qualitätsbewertung wäre in der Auswertung sicher noch mehr möglich gewesen, zumal die generelle Nachrichtennutzung und Qualitätserwartungen der Befragten sehr ausführlich behandelt werden. Nebenbei: Dem gesamten Buch hätte ein sorgfältiges Lektorat gutgetan, vor allem im Theorieteil findet sich kaum eine Seite ohne Tippfehler oder Wortwiederholungen.

In der Gesamtschau bietet Jennifer Wladarschs Auseinandersetzung mit Metakommunikation ein starkes theoretisches Konzept mit vielen Anknüpfungspunkten für weitere Forschung und relevante Befunde zur Qualitätsbewertung journalistischer Nachrichten im Netz. Wer sich also dafür interessiert, wie die Meinungen anderer Nutzer:innen unsere Wahrnehmung vom Journalismus prägen, wird Freude an diesem Band haben.

Diese Rezension erschien zuerst in in rezensionen:kommunikation:medien, 6. Dezember 2021, abrufbar unter https://www.rkm-journal.de/archives/23076

Über den Rezensenten

Dr. Fabian Prochazka ist Juniorprofessor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Erfurt. Seine Forschungsschwerpunkte sind das Verhältnis von Journalismus und Publikum, Online-Diskurse und politische Meinungsbildung im Netz.

Sven Preger (2019): *Geschichten erzählen. Storytelling für Radio und Podcast.* Wiesbaden: Springer VS, 294 Seiten, 24,99 Euro.

Rezensiert von Lukas Herzog

Mit Podcasts und Storytelling bringt Sven Preger in seinem Praktiker-Handbuch aus der Gelben Reihe zwei aktuell diskutierte Phänomene zusammen. Und so kommt auch er nicht am Auslöser des andauernden Podcast-Booms vorbei (vgl. Berry 2015: 305f.), der amerikanischen Produktion *Serial* (2014, NPR), auf die er gleich zu Beginn zu sprechen kommt, um mit einigen, seiner Meinung nach häufigen Missverständnissen zum Erfolg der Serie aufzuräumen. Der ist Preger zufolge nämlich nicht der sympathischen Erzählerin Sarah Koenig oder dem spannenden Charakter Adnan Syed geschuldet, sondern vor allem der handwerklich exzellent umgesetzten Erzählung (vgl. 2f.).

Das selbsterklärte Ziel des Buchs ist dementsprechend: Geschichten so spannend und gleichzeitig so angemessen wie möglich zu erzählen (vgl. 10). Keine leichte Aufgabe, bedenkt man die kontroversen Diskussionen zum Storytelling und dessen Beziehung zum journalistischen Informieren im akademischen und berufspraktischen Kontext (vgl. Schlütz 2020: 8.). Um sein Ziel zu erreichen, gibt Preger in zehn Kapiteln und lockerer Sprache einen Überblick über alle Schritte seines Storytelling-Prozesses von der Stoffsammlung bis zur Finalisierung (Mastering) des fertigen Audio-Files.

Zum schnellen Nachschlagen endet jedes Kapitel mit einer Checkliste, die die wichtigsten Erkenntnisse und Fragen für den Arbeitsprozess zusammenfasst. Preger scheut sich dabei nicht, seinen eigenen Arbeitsprozess offenzulegen und übliche Vorurteile und Probleme in der redaktionellen Zusammenarbeit vorwegzunehmen. Das Handbuch liest sich bisweilen wie ein in Buchform gegossener Recherche-Zettelkasten – mit ambivalentem Ergebnis: Der Autor gießt sein gesammeltes Wissen über auditive Narration in dieses Buch und schafft damit eine wertvolle Ressource für Audio-Journalist*innen. Auf der anderen Seite wirkt die Zusammenstellung mit zahlreichen Querverweisen zwischen den Kapiteln in Teilen etwas unübersichtlich.

Die Fokussierung auf auditives Erzählen ist sicherlich ein Alleinstellungsmerkmal des Werks und der Autor wird diesem mehr als gerecht, wenn er immer wieder auf die Besonderheiten, Stärken und Schwächen des Mediums verweist und dabei Rückgriffe auf die traditionsreiche amerikanische Schule der Audio-Narration nimmt (etwa die NPR-Programme Radiolab und This American Life).

In den Hauptkapiteln zu Stoffentwicklung, Dramaturgie, Charakterentwicklung und Spannungstechniken stützt er sich vor allem auf die klassische dramaturgische Literatur von Aristoteles‘ Poetik über den Hero with a Thousand

Faces von Joseph Campbell bis hin zu aktuellen Screenwriting-Ratgebern von Karl Iglesias, John Truby oder Aaron Sorkin. Um die Arbeitsprinzipien zu verdeutlichen, löst er sich vom überpräsenten Vorbild *Serial* und bringt zahlreiche Beispiele von deutsch- und englischsprachigen nichtfiktionalen Produktionen, darunter auch viele eigene Werke, genauso wie popkulturelle Referenzen (vom *Herrn der Ringe* über verschiedene Fernsehserien bis hin zu *Harry Potter*). Die meist gut bekannten Beispiele zeigen die narrativen Prinzipien plastisch, offenbaren aber auch ein schwelendes Problem des narrativen Journalismus: Literatur und Prinzipien kommen aus dem fiktionalen Schreiben, meistens aus dem Screenwriting für Film oder Fernsehen und betrachten nicht die Limitationen einer journalistischen Herangehensweise. So scheint es bisweilen, als gäbe es für einige Prinzipien einfach keine sinnvollen Beispiele in der nonfiktionalen Audiolandschaft.

Immer wieder scheinen auch ethische Konfliktlinien durch, die auch im weiteren berufspraktischen Kontext diskutiert werden. Wie viel darf nachinszeniert werden? Wie viel Emotion ist zu viel? Karl N. Renner (2008, 6ff.) hat im Kontext von Fernsehbeiträgen drei ›Fallen‹ ausgemacht, in die Autor*innen beim Erzählen tappen können: Bei der Spannungsfalle gerät die informierende Funktion von Beiträgen zugunsten einer spannenden Erzählung in den Hintergrund, die Ideologiefalle beschreibt das unreflektierte Replizieren von Weltbildern oder Ideologien durch Erzählungen und die Personalisierungsfalle meint die Reduktion struktureller Gegebenheiten auf individuelles Handeln. Preger widmet ethischen Fragen ein eigenes – wenn auch recht knappes – Kapitel, bleibt dort aber hauptsächlich bei der Entkräftung gängiger Vorurteile in Redaktionen. Die großen »Fallen« werden immer wieder im Buch behandelt, ohne sie konkret als solche herauszustellen. Leser*innen bekommen so zwar ein Gefühl für die Herausforderungen von narrativem Journalismus, aber kein umfassendes Problembewusstsein.

Insgesamt bekommen Praktiker*innen mit dem vorliegenden Band eine umfangreiche Sammlung mit fundierten Hinweisen und Blaupausen für die eigene journalistische Arbeit im zu wenig beachteten Audio-Sektor. Wissenschaftler*innen werden ob der Postulate zur Wirkweise narrativer Techniken und ihres Erfolgs aber eher ernüchtert zurückbleiben.

Literatur

Berry, R. (2015): *Serial* and ten years of podcasting: has the medium grown up? In: Oliveira, M.; Ribeiro, F. (Hrsg.): *Radio, Sound and Internet. Net Station Conference Proceedings: CS Atlas*, S. 299-309.

Renner, Karl Nikolaus (2008): Storytelling im Fernsehjournalismus – Ein Zukunftskonzept mit offenen Fragen. Tagungsbeitrag zu »TV 3.0 – Journalistische und politische Herausforderungen des Fernsehens im digitalen Zeitalter« Berlin.

Schlütz, D. (2020): Auditive »deep dives«: Podcasts als narrativer Journalismus. kommunikation@gesellschaft 21(2).

Diese Rezension erschien zuerst in in rezensionen:kommunikation:medien, 10. Nomber 2021, abrufbar unter https://www.rkm-journal.de/archives/23038

Über den Rezensenten

Lukas Herzog ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Journalistischen Seminar der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Seine Forschungs- und Lehrschwerpunkte sind audiovisuelle Medien und Medientechnik, auditive Formate und Podcasting als journalistisches Medium.

Michael Müller (2020): *Politisches Storytelling. Wie Politik aus Geschichten gemacht wird*. Köln: Herbert von Halem, 168 Seiten, 18, Euro.

Rezensiert von Ralf Spiller

Die Begriffe Storytelling und Narrative sind Modebegriffe (Buzzwords) geworden, konstatiert Michael Müller gleich auf der ersten Seite seines Buches. Sie würden sehr unterschiedlich, zum Teil auch negativ bewertet werden. Als »Storytelling Animals« würden wir Menschen in weiten Bereichen aber nun mal in narrativen Strukturen denken. Unsere gesellschaftlichen Diskurse seien stark von Geschichten, Erzählungen und Narrativen geprägt – egal, ob uns das passe oder überhaupt bewusst sei. Der Autor schreibt Narrativen, also Mustern, mit denen wir unsere tatsächlichen oder vermeintlichen Erfahrungen erklären, eine große Bedeutung zu. »Geschichten bauen die Welt aus Sprache«, schreibt Müller in Anlehnung an den russischen Literaturwissenschaftler Jurj Lotman und argumentiert, dass uns diese Modelle der Welt maßgeblich beeinflussen (83). Die gesamte Welt sei eine »Narratosphäre«, ein Raum aus Geschichten, Erzählungen und Narrativen, der einen wichtigen Teil unseres Weltverständnisses und Weltverstehens ausmache (89).

Im Kern seiner Argumentation stehen (Meta)-Narrative, also Geschichten, die in verschiedenen Formen ständig wiederholt werden und so das kollektive Bewusstsein maßgeblich prägen. Dazu zählt Müller in Deutschland z. B. das Leistungsnarrativ, das besagt, dass jeder und jede durch Leistung einen gesellschaftlichen Aufstieg schaffen kann. Dies sei tief verwurzelt in unserer bundesrepublikanischen Kultur, obwohl es viele Hinweise gebe, dass Leistung in Wirklichkeit nur einen kleinen Teil zum Erfolg beitrage. Als weiteres Beispiel nennt Müller das kapitalistische Marktnarrativ »Der Markt wird's schon richten«. Dabei sei es wissenschaftlich längst erwiesen, dass Märkte unvollkommen sind und dementsprechend auch dysfunktional wirken können.

Was das Ganze nun mit politischem Storytelling zu tun hat? Wer in der Politik Erfolg haben möchte, müsse, so Müller, mit Narrativen arbeiten, denn die seien weit überzeugender als Zahlen und Fakten. Diese Erzählungen müssten aber wiederum anschlussfähig sein an die Meta-Narrative, um eine positive Resonanz beim Rezipienten zu bewirken. Ein Beispiel, bei dem genau das nicht funktioniere, sei das bedingungslose Grundeinkommen. Weil ein bedingungsloses Grundeinkommen mit dem tief verankerten Leistungs-Narrativ kaum vereinbar ist, sei es dementsprechend schwierig, politische Mehrheiten dafür zu finden.

Müller liefert kein Patentrezept dafür, mit welchen Narrativen Politiker aufwarten sollten. Stattdessen schlägt er vor, erst einmal zuzuhören und Geschichten auszutauschen, statt selber nur zu erzählen. Als Mittel gegen

rechtspopulistische Narrative wie die »Islamisierung des Abendlandes« oder eine »Umvolkung« der Bundesrepublik empfliehlt er, diesen eigene starke Narrative entgegenzusetzen (127). Die Arbeit mit Geschichten in der Politik sei immer auch Arbeit bzw. Umgang mit Identitäts-Narrativen unterschiedlicher Gruppen, Regionen, Nationalitäten, Lebensstilen, Orientierungen etc. Seine These ist, dass die Gesellschaft vor allen Dingen starke alternative Zukunftsnarrative braucht. Davon gebe es zu wenige. Und es sei sehr wichtig, dass in einer pluralen Gesellschaft viele unterschiedliche Narrative miteinander konkurrieren. Denn wenn eine Gesellschaft nur noch von einzelnen Narrativen beherrscht wird und Alternativen nicht mehr zugelassen werden, sei die Diktatur nicht mehr weit.

Müllers Buch ist eine kenntnisreiche Streitschrift für die Arbeit mit Narrativen im politischen Diskurs. Es will aufklären und stellt keine How-to-Anleitung dar. Es bleibt jedoch die Frage, wie wirkmächtig Narrative tatsächlich sind. Nach Ansicht des Autors haben sie eine enorme Bedeutung, Belege dafür liefert er jedoch nicht. Ohne Zweifel spielen sie eine wichtige Rolle. Aber unabhängig von Narrativen gibt es auch noch reale Erfahrungen von Mangel, Hunger, Schmerz und Glück, die wirkmächtiger sind als jegliches Narrativ und jegliche Ideologie.

Müller begründet seine Aussagen, liefert jedoch keine Belege im Sinne einer empirischen Wissenschaft. Der Autor hat eher einen medienwissenschaftlichen Zugang zum Thema gewählt, keinen empirisch sozialwissenschaftlichen. Dabei gibt es zahlreiche empirische Studien, insbesondere experimenteller Art, die die Wirkungsmacht von Narrationen belegen. Insofern ist das Buch selbst eine Narration, der man glauben schenken mag – oder eben auch nicht. Das macht das Buch als Impulsgeber jedoch nicht weniger wertvoll. Es ist ein gewinnbringender Beitrag zur Stimulierung eines öffentlichen Diskurses.

Diese Rezension erschien zuerst in in rezensionen:kommunikation:medien, 29. Juli 2021, abrufbar unter https://www.rkm-journal.de/archives/22901

Über den Rezensenten

Ralf Spiller ist Professor für Medien- und Kommunikationsmanagement an der Macromedia Hochschule, Köln.

Schriften zur Rettungs des öffentlichen Diskurses

Peter Seele
Künstliche Intelligenz und Maschinisierung des Menschen
Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses, 1
2020, 200 S., 190 x 120 mm, dt.
ISBN 978-3-86962-512-6

Michael Müller
Politisches Storytelling. Wie Politik aus Geschichten gemacht wird
Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses, 2
2020, ca. 120 S., Broschur, 190 x 120 mm, dt.
ISBN 978-3-86962-499-0

Stephan Russ-Mohl (Hrsg.)
Streitlust und Streitkunst. Diskurs als Essenz der Demokratie
Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses, 3
2020, 472 S., Broschur, 190 x 120 mm, dt.
ISBN 978-3-86962-552-2

Stephan Russ-Mohl / Christian Pieter Hoffmann (Hrsg.)
Zerreißproben. Leitmedien, Liberalismus und Liberalität
Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses, 4
2021, 256 S., Broschur, 190 x 120 mm, dt.
ISBN 978-3-86962-535-5

Marco Bertolaso
Rettet die Nachrichten! Was wir tun müssen, um besser informiert zu sein
Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses, 6
2021, 358 S., Broschur, 190 x 120 mm, dt.
ISBN 978-3-86962-493-8

HERBERT VON HALEM VERLAG
Schanzenstr. 22 · 51063 Köln
http://www.halem-verlag.de
info@halem-verlag.de

Kommunikationswissenschaft

KONRAD DUSSEL

Deutsche Rundfunkgeschichte

2021, ca. 392 S., 20 Abb.,
Broschur, 213 x 142 mm, dt.
4., leicht überarbeitete Auflage

ISBN (Print) 978-3-86962-612-3 34,00 EUR
ISBN (PDF) 978-3-86962-613-0 29,99 EUR

Den Programmstart des deutschen Hörfunks am 29. Oktober 1929 in Berlin konnten nur wenige an ihren Apparaten verfolgen, und nicht anders war es am 22. März 1935 bei der Eröffnung des regelmäßigen Fernseh-Programmbetriebs. In wenigen Jahrzehnten hat sich dies in jeder Richtung in kaum noch zu überblickendem Maß verändert: Beide Medien versorgen mittlerweile täglich mit einer Vielzahl von Programmen Millionen von Menschen.

Den glitzernden Strom der Details prägten jedoch verhältnismäßig wenige Grundstrukturen: die politischen Systeme, die nicht nur die Rahmenbedingungen, sondern in erheblichem Maße auch die innere Organisation der Medien schufen; die wirtschaftlichen und technischen Gegebenheiten sowohl auf Seiten der Anbieter als auch der Nutzer sowie die sich schnell einschleifenden Regelmäßigkeiten bei Programmproduktion und -rezeption.

Orientiert an den Vorgaben der Politik, die von Anfang an die Medienentwicklung strikt zu lenken suchte, wird in knapper Form ein Überblick über die Geschichte von Radio und Fernsehen in der Weimarer Republik, im NS-Staat, in der DDR, in der alten Bundesrepublik und im wiedervereinten Deutschland geboten und herausgearbeitet, wie sich die Programmstrukturen im Wechselspiel von Produzentenplänen und Nutzerwünschen entwickelten. Nicht das aus irgendeinem Grund herausragende Besondere steht dabei im Vordergrund der Darstellung, sondern das massenhaft Verbreitete und damit sozialgeschichtlich Relevante.

HERBERT VON HALEM VERLAG
Schanzenstr. 22 · 51063 Köln
http://www.halem-verlag.de
info@halem-verlag.de

Kommunikationswissenschaft

ANDREAS HEPP

Auf dem Weg zur digitalen Gesellschaft.
Über die tiefgreifende Mediatisierung der sozialen Welt

2021, 352 S., 8 Abb., 3 Tab., Broschur,
213 x 142 mm, dt.

ISBN (Print)	978-3-86962-599-7	29,00 EUR
ISBN (PDF)	978-3-86962-595-9	24,99 EUR
ISBN (ePub)	978-3-86962-561-4	24,99 EUR

Wir sind auf dem Weg zur digitalen Gesellschaft, aber wir sind noch lange nicht angekommen. Andreas Hepp beleuchtet in seinem Buch die tiefgreifende Mediatisierung der Gesellschaft. Er fokussiert den Umgang mit digitalen Medien, ihre Infrastrukturen und die automatisierte Verarbeitung der Daten, die wir alle online hinterlassen. Hepp diskutiert die Rolle der Industrie, des Staates und der Pioniergemeinschaften dabei und fragt danach, warum digitale Medien als Plattformen und kommunikative Roboter immer ›prozesshafter‹ werden. Was bedeuten diese Veränderungen für Organisationen, Gemeinschaften und Individuen? Und wie sollten wir einen solchen Wandel gestalten, um zu der digitalen Gesellschaft zu gelangen, die wir uns auch wünschen?

HERBERT VON HALEM VERLAG
Schanzenstr. 22 · 51063 Köln
http://www.halem-verlag.de
info@halem-verlag.de

Open Source

BLexKom blexkom.halem-verlag.de
BIOGRAFISCHES LEXIKON DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

BLexKom möchte der Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum ein Gesicht geben. Vorgestellt werden die zentralen Akteure: Professoren, Habilitierte und andere Personen, die einen gewichtigen Beitrag für das Fach geleistet haben – von Karl Bücher bis zu den frisch Berufenen.

http://blexkom.halem-verlag.de

r:k:m rezensionen:kommunikation:medien

rezensionen:kommunikation:medien (r:k:m) versteht sich als zentrales Rezensionsforum für die Kommunikations- und Medienwissenschaften. *r:k:m* will seinen Lesern einen möglichst vollständigen thematischen Überblick über die einschlägige Fachliteratur ermöglichen und Orientierung in der Fülle des ständig wachsenden Buchmarkts bieten. Aktuelle Rezensionen erscheinen in regelmäßigen Abständen.

http://www.rkm-journal.de

Journalistikon
Das Wörterbuch der Journalistik
http://www.journalistikon.de

Das *Journalistikon* ist das erste deutschsprachigen Lexikon der Journalistik. Dabei handelt es sich um die Wissenschaft, die den Journalistenberuf durch Ausbildung und Innovationen unterstützt und kritisch begleitet. Das Wörterbuch der Journalistik wendet sich nicht nur an Wissenschaftler oder Studierende entsprechender Fachrichtungen, sondern an jeden, der sich für Journalistik und praktischen Journalismus interessiert und sich als Mediennutzer oder Medienhandwerker an einem reflektierenden Zugang versuchen möchte. Das *Journalistikon* lohnt sich für alle, die Informationen zur Thematik suchen, ohne dabei ein zweites Lexikon zum Verständnis der Ausführungen daneben legen zu müssen.

http://www.journalistikon.de

LEA BUSCH / LOTHAR MIKOS

Der politische Klimadiskurs

2022, ca. 272 S., 38 Abb., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-526-3
ISBN (PDF) 978-3-86962-523-2
ISBN (ePub) 978-3-86962-504-1

KONRAD DUSSEL

Deutsche Rundfunkgeschichte

2022, 4. Auflage, 396 S., 11 Abb., 11 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-612-3
ISBN (PDF) 978-3-86962-613-0
ISBN (ePub) 978-3-86962-529-4

ELKE GRITTMANN / FELIX KOLTERMANN (Hrsg.)

Fotojournalismus im Umbruch. Hybrid, multimedial, prekär

2022, 456 S., 32 Abb., 9 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-559-1
ISBN (PDF) 978-3-86962-560-7

MARLIS PRINZING / ROGER BLUM (Hrsg.)

Handbuch politischer Journalismus

2021, 912 S., Hardcover, dt./engl.
ISBN (Print) 978-3-86962-240-8
ISBN (PDF) 978-3-86962-239-2

ELISABETH GÜNTHER

Topic Modeling. Algorithmische Themenkonzepte in Gegenstand und Methodik der Kommunikationswissenschaft

2022, 384 S., 27 Abb., 8 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-575-1
ISBN (PDF) 978-3-86962-569-0

J. JÜNGER / U. GOCHERMANN / C. PETER / M. BACHL (Hrsg.)

Grenzen, Probleme und Lösungen bei der Stichprobenziehung

Methoden und Forschungslogik der Kommunikationswissenschaft, 17
2022, ca. 386 S., Broschur, 213 x 142 mm, dt./engl.
ISBN (PRINT) 978-3-86962-539-3

H. U. RECK / S. ZIELINSKI (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit K. BUTZ

Künste und Apparate. Berichte aus einem Labor (1995-2005)

edition KHM, 6
2022, 364 S., über 70 Abb., Broschur, 240 x 170 mm, dt.
ISBN (PRINT) 978-3-86962-527-0
ISBN (PDF) 978-3-86962-528-7

ALLA G. BESPALOVA / HORST PÖTTKER (HRSG.)

Mediensysteme in Deutschland und Russland. Handbuch

Journalismus International, 9
2022, 364 S., 17 Abb., 50 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt./russ.
ISBN (Print) 978-3-86962-263-7
ISBN (PDF) 978-3-86962-264-4

ANDREAS HEPP

Auf dem Weg zur digitalen Gesellschaft. Über die tiefgreifende Mediatisierung der sozialen Welt

2021, 352 S., 8 Abb., 3 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-599-7
ISBN (PDF) 978-3-86962-595-9
ISBN (ePub) 978-3-86962-561-4

PHILOMEN SCHÖNHAGEN / MIKE MEISSNER

Kommunikations- und Mediengeschichte. Von Versammlungen bis zu den digitalen Medien

2021, 196 S., 23 Abb., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
ISBN (PRINT) 978-3-86962-588-1
ISBN (PDF) 978-3-86962-589-8

JOSEPH GARNCARZ

Begeisterte Zuschauer. Die Macht des Kinopublikums in der NS-Diktatur

2021, 360 S., 59 Abb., 32 Tab., Hardcover (Faden), 213 x 142 mm, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-562-1
ISBN (PDF) 978-3-86962-563-8

L. HACHMEISTER / C. WAGENER / T. WÄSCHER

Wer beherrscht die Medien? Die 50 größten Medien- und Wissenskonzerne der Welt

2022, 2., komplett überarbeitete und aktualisierte Auflage, 446 S., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-582-9
ISBN (PDF) 978-3-86962-583-6

HERMANN ROTERMUND

Nach dem Rundfunk. Die Transformation eines Massenmediums zum Online-Medium

2021, 380 S., 3 Abb., Broschur, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-556-0
ISBN (PDF) 978-3-86962-557-7
ISBN (ePub) 978-3-86962-558-4

ALEXIS VON MIRBACH / MICHAEL MEYEN

Das Elend der Medien. Schlechte Nachrichten für den Journalismus

2021, 360 S., 1 Tab., Broschur, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-591-1
ISBN (PDF) 978-3-86962-587-4
ISBN (ePub) 978-3-86962-564-5

NINA ELVIRA STEINDL

Geleitet von Vertrauen? Determinanten und Konsequenzen des Vertrauens von JournalistInnen in Deutschland

2021, 364 S., 6 Abb., 45 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
ISBN (Print) 978-3-86962-490-7
ISBN (PDF) 978-3-86962-489-1

HERBERT VON HALEM VERLAG

Schanzenstr. 22
51063 Köln
+49-221-92 58 29 0
info@halem-verlag.de
http://www.halem-verlag.de

Online-Journale und -Lexika
http://journalistik.journal
http://www.journalistikon.de
http://blexkom.halem-verlag.de
http://www.rkm-journal.de

Unsere Neuerscheinungen finden Sie auch als E-Books auf http://www.halem-verlag.de. Bestellungen ab EUR 20,00 versandkostenfrei innerhalb Deutschlands.

Der Herbert von Halem Verlag steht für Qualität im wissenschaftlichen Publizieren. Wir haben Ihr Interesse geweckt? Dann schreiben Sie uns unter: info@halem-verlag.de